VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Giblinge (= 2 Euro) ***# 0130***



juni 2021

versorgerin Nr. / 130 / juni 2021 / österreichische Post AG / MZ 15Z040481 M, **VORTEILSTARIF**, Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz

editorial

Derzeit ist oft die Rede davon, dass auch Kunst und Kultur wieder »geöffnet« werden sollen. Das heißt aber nicht immer, dass Kunst und Kultur auch öffentlich wirken sollen. In Steyr wurde das Kriegerdenkmal bei der Stadtpfarrkirche im Zuge einer (genehmigten!) Kunstinstallation temporär verhüllt, um ein »Mahnmal gegen Gewalt« zu schaffen und auf die Steyrer Waffenproduktion hinzuweisen. Selbst dieser zahme Antimilitarismus bewegte den dortigen Kulturstadtrat (!) zu einem Leserbrief, in dem er sich über diese Aktion erschüttert zeigte, da es sich schließlich um ein »geweihtes Denkmal für Menschen, die im Dienste für unser Land ihr Leben lassen mussten« handelte. Ob die betreffenden Menschen mit dieser Aktion einverstanden wären, wissen wir nicht – ein längeres Leben wäre ihnen aber vermutlich lieber gewesen, als ein geweihtes Denkmal. Den tapferen Leserbriefschreiber wurmte dagegen vielmehr die Vorstellung, dass dies zur gängigen Praxis werden könnte und er stürzte sich deshalb unerschrocken ins Konditional und frug, was der armen Stadt als nächstes dräute: »Eine Tanzperformance am Renaissance-Friedhof? Graffiti-Kunst an unseren Wandgräbern? Oder Provokationskunst am jüdischen Friedhof?«

Nachdem er die Zusendung als Privatperson zeichnete, seien ihm seine persönlichen Ansichten unbenommen – eine generelle Debatte über Leserbriefe würde hier zu weit führen. Anlass zu Sorge und Ärger gibt dagegen die professionelle mediale Meinungsproduktion: Wie komplex Hintergründe in manch journalistisches Hirn hineinwirken, das lässt der hintersinnige Versorgerinnen-Journalismus-Katechismus erahnen (siehe Kolumne nebenan), der die gängigen journalistischen Lehrbücher ergänzen möchte.

Aktuell sind aber selbst ahnungsfreie und überhebliche Kommentare natürlich dem frei flottierenden Irrsinn im Paralleluniversum der █████████ vorzuziehen: Wenn es hierzulande im Es raunt, ist meist das »Gerücht über die Juden« (Adorno) nicht weit und seit den letzten Eskalationen in Gaza fusionieren die Volkssportarten »Gruppen-Spaziergang« (wink-wink, Hitlersmiley) und »Israelkritik« zum Biathlon, als dessen Zielscheibe wahl- (bzw. wahn-)weise »Corona-Diktatur« oder »jüdischer Besatzungsstaat« dienen. Eine angemessene Reaktion darauf besteht nicht im »Sorgen ernst nehmen«, sondern in Konfrontation und ███ – *Angelo von Prosten* beginnt auf Seite 3 dennoch mit einer Analyse dieses ███s.

Während die Vorschrift, ein Stück ███ über Mund und Nase zu tragen, Menschen scharenweise auf die Straße treibt, um gegen diese zu protestieren (auch solche, denen Gesichtsverschleierung ansonsten als ein zu schützendes Kulturgut gilt), schaffen das die katastrophalen ███ in den █████n auf Lesbos nicht in gleichem Ausmaß. *Paul Schuberth* hat die Flüchtlingshelferin Doro Blancke zur aktuellen Situation dort befragt. Dass das erwähnte stoffliche »Kulturgut« in Form des Hijab im Iran erst nach 1979 zur verpflichtenden Bekleidung für Frauen wurde, ist vielleicht bekannt – weniger dagegen, wie stark die Rücknahme säkularer █████ im Zuge der Islamischen Revolution tatsächlich war. Der Beitrag von *Sama Maani* illustriert dies eindrucksvoll.

Weiters in dieser Ausgabe:

Magnus Klaue kritisiert im zweiten Teil seiner Auseinandersetzung mit ████-Theorien die Ansätze der Psychologin Alice Miller. Wir bringen einen Auszug aus dem neuen Roman von *Erwin Riess*, der kommenden Herbst erscheint, Svenna Triebler knöpft sich misslingende █████ bei öffentlich-rechtlichen Sendern vor, *Berthold Seliger* räumt mit Mythen zur Ökonomie des Musikstreamings auf, *Anna-Sophie Schönfelder* reflektiert den Film »My ███ Teacher«, *Till Schmidt* portraitiert Leo Löwenthal und *Klaus Thörner* Klaus Heinrich. *Roland Röder* kreuzt und ████ in seiner Kolumne Denkweisen von Critical Whiteness und Tierrechtsbewegung und *Tanja Brandmayr* widmet sich in ihrem Beitrag einer Stadtwerkstatt-Schau in Nantes.

Noch eine Bemerkung zum Cover: Zur Quasi-██ wurden wir einerseits konkret motiviert durch einen entsprechenden Vorwurf hinsichtlich gefälligst abzudruckender »Corona-Wahrheiten«. Andererseits ist der Zensurvorwurf der Fakten-Enthemmten ohnehin allgegenwärtig. Darüber hinaus sind – wie man hört – gerade in Untersuchungsausschüssen geschwärzte Dokumente schwer ███.

Wer wissen will, ob dieses Vorgehen eher Inquisition oder Schauprozessen entspricht, möge einschlägige päpstliche Dekrete oder stalinistische Ukasse zu Rate ziehen – wir haben im Sommer Besseres zu tun (█████ klären wie »Wer vorbereitet Gernot?« oder »Habts schon Mittag gegessen?«, etc.) Für manch abweichende Ansicht gilt wie für Reisende: Man soll sie ziehen lassen. Bon voyage! meint

die Redaktion.

Journalistischer Katechismus



Ein Seitenstück zur Übung der Vollkommenheit – nach J. Surin, A. Rodriguez und G. Schwab im Remix von Radio Eriwan.

Zweites Hauptstück: Von dem Kommentar

Was ist der Kommentar?
Der Kommentar ist der Seufzer der bedrängten, wie der bedrängenden Kreatur, das Gemüth einer herzlosen Welt, der Geist geistloser Zustände, kurz: Meinung. Aber nicht irgendeine, sondern die Manifestation der Ideologie von der Vierten Gewalt als demokratiepolitisches Korrektiv.
Der Kommentar ist ein Wuchtgewicht zum Tarieren der Blattlinie, der aber weniger kostet als aufwändige Recherche. Er wurzelt in der Überzeugung, dass Expertise in der Dokumentation des tagespolitischen Handgemenges nicht nur zu dessen Bewertung befähigt, sondern auch zur moralischen Kompassnadel macht. Kurz: Dass sich die genaue Kenntnis der Müllhalde nahtlos in Recycling-Empfehlungen übersetzt. Ungeachtet seines Anspruchs, eine Instanz zur sittlichen Orientierung zu sein, ist er volatil (flüchtig) und wechselhaft („was schert mich mein Geschwätz von gestern?").

Wie vielerlei ist der Kommentar?
Zweierlei: Es gibt, wie man sagt, den äußerlichen und den innerlichen Kommentar. Zwar sind beide öffentlich vernehmbar – der äußere ist aber wirkungsvoller: Der äußere Kommentar ist Handhabe jener, die zwar Geld und Einfluss haben, denen zuviel davon aber nicht genug ist. Er ist wirksam, weil dieser Baalsdienst auf die hinter ihm stehende Konzernmacht und das Mittel des Schmähklatsches bauen kann, um Werbeschaltungen zu bekommen. Äußere Kommentare verfügen über hohe Auflage, worin ihre Sanktionsgewalt liegt.

Der innerliche Kommentar dagegen gleicht einem Selbstgespräch: und zwar dem jener, die über weniger Macht verfügen und darauf auch hinweisen, um Integrität zu demonstrieren. Der innerliche Kommentar ist der Ruf eines Vögelchens in der Wüste, das sein Schnäbelchen zwar auch in den Anzeigenpool tauchen möchte – aus der trockenen Kehle aber eine Zier zu machen weiß: Innere Kommentare haben Weis- und Wahrheit zwar nicht gepachtet (ziehen also keinen finanziellen Ertrag), aber doch zumindest einen Leasing-Vertrag mit ihr. Der innere Kommentar wird zwar nur vom eigenen Schwarm der journalistischen Peers (dem Medienkarrussell) registriert, tut aber in mehrerlei Weise so, als würden seine Deklarationen Ausdruck und Teil des public sentiment sein – oder sogar von Staats- und Industrieoberhäuptern erwartet. Wir widmen uns in Folge detaillierter dem innerlichen Kommentar.

Wie viele Arten des innerlichen Kommentars gibt es?
Es gibt seiner drei: Die Betrachtung, welche sich ganz besonders für die eignet, die journalistisch am Anfang stehen; der zweite ist der Kommentar der Bekehrung, welcher voraussetzt, dass man schon einige Fortschritte gemacht hat; der letzte ist jener der Belehrung, welcher nach dem gewöhnlichen Laufe der journalistischen Vorsehung für die Vollkommenen gehört, obgleich sich manchmal auch Neulinge dahin erheben können – bzw. sich von einem gerade gelandeten „scoop" dorthin tragen lassen.

Was ist die Betrachtung?
Ein innerlicher Kommentar, der Untersuchungen anstellt und die journalistischen Wahrheiten erwägt. Er bescheidet sich nicht mit bloßer Darstellung und geht über Berichterstattung hinaus, seine Kritik ist aber meist nah am Material und zieht Schlüsse aus dessen Analyse. Da derart unaufgeregtes Vorgehen nur eingeschränkt zu Klickgenerierung taugt, befindet sich diese Form des Kommentars tendenziell auf dem Rückzug, bzw. wird er ausgelagert und der akademischen Selbstdarstellung überantwortet.

Was dient der Betrachtung am besten zum Stoffe?
Sie speist sich aus dem prallen Fundus journalistischer Erfahrungen und reicht vom Abschöpfen dessen, was auf Pressekonferenzen eingeflößt wird, bis hin zu beinharten Undercover-Recherchen hinter feindlichen Linien im Dienste der Wahrheit.

Wie stellt man die Betrachtung an?
Je nach Geisteshaltung fällt sie strebsam aus (Fakt-Checking als Ausdauersport) oder abgeklärt (Nihil sub sole novum! Nichts Neues unter der Sonne!).

Wie viel Zeit soll man zur Betrachtung verwenden?
Solange der Redaktionsschluss noch nicht überschritten ist, gar keine – danach übernimmt das Baukastenprinzip, bei dem aus anderen Arbeiten geschöpft wird (etwa einer geplanten Buchveröffentlichung zum Thema).

In welcher Leibesstellung soll man Betrachten?
Die klassische Position bei den strebsam vor der Tastatur Sitzenden ist die des durchgestreckten Rückens und in die Luft gereckter Nase: Sie verdankt sich dem Stolz, auf detaillierte Recherche und mühsame Einarbeitung ins Thema bauen zu können. Die Fraktion der Abgeklärten tendiert traditionell eher zur legeren Gonzo-Positur mit Schnappsglas-Kralle, deren Griff mit zunehmendem Dienstalter immer verkrampfter und zittriger wird. In jüngerer Zeit legt die gestiegene Gefahr, per „Posting" unmittelbaren Publikumsreaktionen ausgesetzt zu sein, eine Kopf-in-den-Sand Haltung nahe, um nicht gänzlich um den Verstand gebracht zu werden.

Durch welche Versuchungen wird man gemeiniglich vom Kommentar abgehalten?
Kommentare (v.a. äußere) lassen sich einerseits durch Zuwendungen in Form von Werbeschaltung nicht nur in seiner Richtung beeinflussen, sondern auch verhindern. Dieser *Ueberdruß* ist durchaus Teil seiner Mission. Die Geistesdürre dagegen verspüren jene, die beständiger *aria fritta* ausgesetzt sind und sich fragen, warum sie noch einen Kommentar abgeben sollen, nachdem nicht nur alles gesagt wurde, sondern auch schon von allen – und das mehrfach. Besonderer Frustrationstoleranz bedarf, dass der Kommentar letztlich der Verfügungsgewalt der Chefredaktion unterliegt.

Was haben die zu beobachten, welche mündlichen Kommentar verrichten?
In früheren Zeit war der mündliche Kommentar (im Radio) oft dazu verdammt, als Windhauch in Vergessenheit zu geraten (was durchaus Vorteile bot). Mittlerweile ist auch der mündliche Kommentar Bestandteil der crossmedialen Ökumene: Ein Podcast ist ein Zeitungsartikel – ist ein Blogeintrag – ist ein Social-Media-Post (siehe auch Baukastenprinzip oben).

Journalismus ist kompliziert, darum hat die Versorgerin dazu eine mehrteilige Serie gestartet. Das kommende dritte Hauptstück handelt vom Kommentar der Bekehrung und der Belehrung.

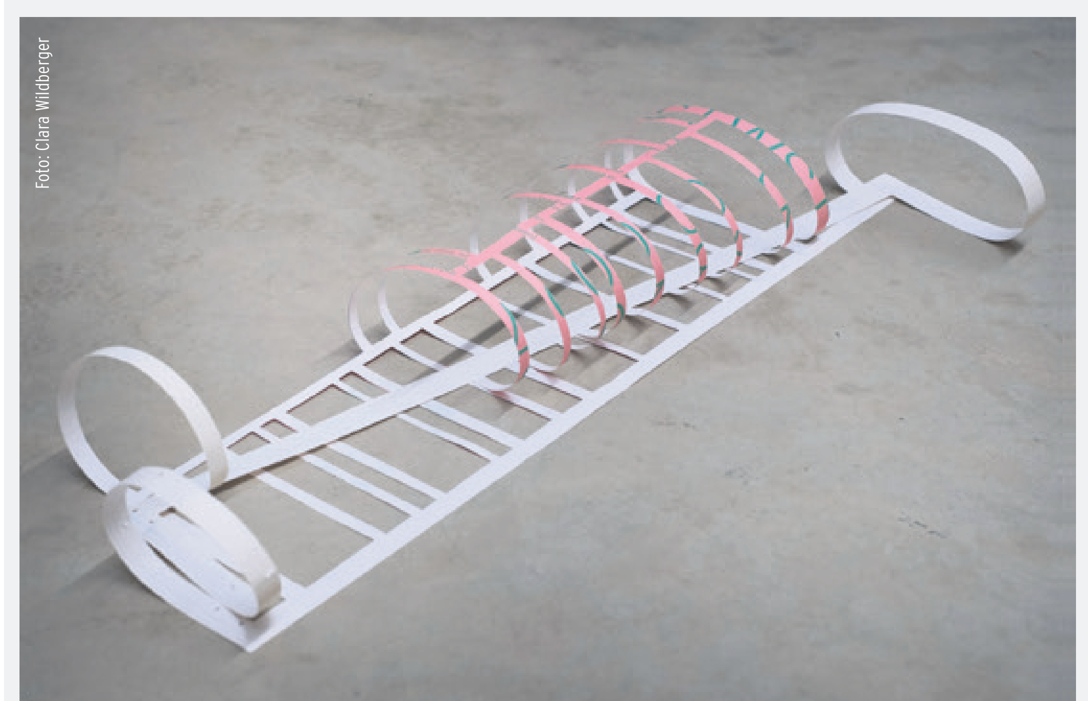


Foto: Clara Wildberger

Zeitung

Fabian Knöbl war im Frühjahr 2018 im Salzamt auf Residency und hat den »Rosa Papierschnitt« aus der Ausgabe 115 der Versorgerin hergestellt. Er hat uns ein Bild davon zukommen lassen.

Zum Artist, bzw. zu dieser Serie an Arbeiten: Fabian Knöbl verwendet unter anderem Papier als Gestaltungsmittel. Linie und Schnitt bestimmen das Werk. Er zeichnet, indem er mit dem Messer Linien aus der Fläche herauslöst oder sie freistellt. Seine Papierskulpturen lassen an Architekturmodelle denken. Im plastischen Gestaltungsprozess geht es ihm auch um bildhauerische Aspekte wie Stabilität, Volumen, Durchsicht und Oberfläche. Statik und Veränderung von Skulptur werden hinterfragt.

Die Redaktion denkt somit auch nochmal nach, was Zeitung eigentlich alles ist und kann.

Aufstand der Irrlichter

Hippies, Reichsbürger, Identitäre, Hooligans, Hare Krishna Anhänger und viele andere *ganz normale, besorgte Bürger* ziehen mit einem bunten Fahnenmeer, das es in seiner heraldischen Kakophonie so noch nicht gab, für den Weltfrieden und gegen die Corona-Maßnahmen durch deutsche und österreichische Städte. *Angelo von Prosten* über Loveparades mit Hassfaktor.

Als ich den U-Bahnhof Karlsplatz vom Resselpark aus betrat und mir dabei mit inzwischen routinierter Bewegung meine FFP-2 Maske überstreifte, zischte mir eine Frau mittleren Alters ohne Vorwarnung durch ihren nicht mehr ganz frischen Mund-Nasenschutz einen deftigen Kraftausdruck zu. Sie kam mir in einer Gruppe von fünf oder sechs Menschen entgegen, allesamt *pretty normcore* – ohne auffällige, optische Merkmale. Menschen, wie man sie zu Dutzenden, etwa in Baumärkten oder an Tankstellen, trifft. Menschen, an denen das Auge auf den ersten Blick keinen Halt fand und in deren Hassschweif ich zufällig hineingeraten war. Der Schreck kam mit leichter Latenz. Hatte ich das jetzt wirklich gehört? Galt das wirklich mir? Ich drehte mich nochmal um und sah, dass das, was ich von vorn flüchtig für irgendwelches Sportgerät gehalten hatte, zusammengerollte Fahnen und anderes Demo-Equipment war. Jetzt dämmerte mir: Das waren Querdenker auf dem Weg von oder zu einem ihrer *Spaziergänge*. Aber waren die nicht schon langsam passé? Ich dachte, gegen Ende der Pandemie lassen sie analog zum Virus nach. Weit gefehlt. Wer sind diese Menschen und was treibt sie an?



Bild: Markus Spiske (Unsplash License)

Rückblende: Berlin, Spätsommer 2020 – die Pandemie dümpelte gerade in ihrem Sommerloch zwischen zweiter und dritter Welle. Die Gastronomie hatte wieder geöffnet und ich war gerade auf Heimaturlaub in der deutschen Hauptstadt. Ein Hauch von Normalität lag in der Luft. Doch die Bilder in den Abendnachrichten waren alles andere als normal und ließen mir trotz ihrer krachenden Absurdität das Lachen im Halse stecken bleiben. Es waren Szenen, die so vor ein paar Jahren noch undenkbar waren. Zu sehen war unter vielen anderen skurrilen und hocherregten Personen z.B. eine Dreadlocks-bewehrte Heilpraktikerin mittleren Alters, die sich vor einer Gruppe Menschen in Rage schrie. Motiviert von ihrem, mit überschlagender Stimme vorgetragenen Plädoyer für Freiheit und Liebe und gegen die *Marionettenregierung* der *BRD-AG*, sollte die aufgebrachte Menge am Abend die flachen Absperrungen vorm Reichstag überwinden und die von nur einer Handvoll überforderter Polizeikräfte gesicherten Stiegen des Parlamentsgebäudes erstürmen. Sie wollten sich *ihr Land* – das viele von ihnen in bester Reichsbürgerlogik als nicht-souveräne Besatzungszone der Alliierten begreifen – zurückholen und endlich echte Demokratie und echten Frieden einfordern. Um Hilfe riefen sie dabei neben diversen absolutistischen und vor allem toten Regenten wie Wilhelm II. ausgerechnet die beiden letzten lebenden lupenreinen Demokraten Putin und Trump an – beide Staatschefs der jeweils größten, ehemaligen *Besatzungsmächte*, von denen die hier Versammelten ihr Land wiederum gerne befreit sehen würden. Dies entbehrt jeglicher Logik – es ist so, als würden Lesben und Schwule sich mit Bittbriefen an die Taliban oder den Opus Dei wenden, damit diese ihnen bitte endlich echte Gleichberechtigungen und ein Ende der Diskriminierung bringen.

Was war hier im Gange? Der vermeintliche Anlass der Querdenken-Demos, nämlich Kritik an einzelnen Maßnahmen der deutschen und österreichischen Bundesregierung zur Eindämmung von COVID-19 zu üben, war während dieser emotional-übersteuerten Happenings so weit weg wie David Hasselhoffs »Looking for Freedom« an der Berliner Mauer vom »Ich liebe euch doch alle!« des ehemaligen Stasi-Chefs Erich Mielke in seiner letzten Volkskammer-Rede. Es ging um mehr, viel mehr. Mir fiel zunächst das kaum zu entschlüsselnde Durcheinander der von den Demobesuchern mitgeführten Flaggen auf, dessen einzelne Elemente nur einte, dass sie mit nachvollziehbarem und berechtigtem Protest gegen diese oder jene Hygienemaßnahme rein gar nichts zu tun hatten. Zu sehen waren, neben etlichen anderen, die Flaggen diverser deutscher und österreichischer Bundesländer. Die Fahne Preußens wehte einträchtig neben jener der USA. Flaggen Russlands flatterten neben jenen mit dem Regenbogen. Österreich neben Türkei, Peace, Pace, Smileys neben Kärnten, Brandenburg, Steiermark und Schweden. Dazwischen in trauter Regelmäßigkeit das Schwarz-weiß-rot des deutschen Kaiserreiches, gerne auch mit eisernem Kreuz, zwischen denen wiederum die Friedenstauben flatterten. Die Symbole flossen zusammen und neutralisierten sich in einem Malstrom der Leere. Wüsste man es nicht besser, würde man diesen Zeichenbrei *en marche* für eine performative Intervention von Christoph Schlingensief halten, doch ist der leider schon länger tot. Überhaupt scheint sich subversive, politische Aktionskunst dieser Spielart überlebt zu haben, da sie von der Realität – wie hier eindrücklich bewiesen – längst überholt wurde.



Bild: Markus Spiske (Unsplash License)

Und in Österreich?

Im Gegensatz zu den Demonstrationen in Deutschland in ihrer krassen Diversität von Hippies bis Hooligans, wirken die Teilnehmer der österreichischen Veranstaltungen auf den ersten Blick etwas homogener und noch schlechter gelaunt. Auch werden hierzulande deutlich mehr Kruzifixe auf den Demos herumgeschwenkt. Doch der Hasswolke, die auch über den hiesigen Protestzügen hängt, hat selbst der zweckentfremdete Todesüberwinder am Kreuze, der eigentlich Liebe unter den Menschen verbreiten wollte, nichts entgegenzusetzen. Einmal habe ich am Schwarzenbergplatz mit einer Freundin, die einen etwas dunkleren Hautton hat, einen Demozug kreuzen müssen. Es waren nicht eben *love, peace and harmony-vibes*, die wir da eiligen Schrittes mit unseren Fahrrädern durchmaßen. Denn längst waren auch in Österreich die Proteste von üblichen Verdächtigen wie Martin Sellner oder Gottfried Küssel samt deren Entouragen gekapert und als Plattform der Selbstinszenierung fernab aller Maßnahmenkritik für die eigene, virenfreie Agenda instrumentalisiert worden. Erstaunen lässt auch hier, dass es seitens der unbescholtenen, hart arbeitenden Bürger, die da den zivilen Ungehorsam proben, gegenüber solchen stramm-rechten Akteuren wie den oben genannten kaum Abgrenzungsbemühungen gab. Stattdessen zapft Sellner auf den Hygienemärschen mit seiner neuesten Polit-Marke »Die Österreicher« munter neue menschliche Frustressourcen jenseits der 40 an, denen die Identitären zu jung oder hip sind. Küssel und seine Neonazikameraden der alten Schule bezeichnen Sellners Softcore-Brands ob ihres Crowdfunding-Geschäftsmodells wiederum als *Bettelmafia* und tragen dem erfolgreichen Polit-Entrepreneur und Arztsohn immer noch seinen Bruch mit ihnen, den alten Garden, nach.

Hinter dem Gros der sich hinter dem inzwischen wohl unrettbar kontaminierten Begriff: »Querdenken« mobilisierenden Protestierenden, steckt weniger persönliche Betroffenheit von den Corona-Maßnahmen, noch ökonomischer Leidensdruck, der durch eben jene noch verschärft wurde, und schon gar nicht glühende Solidarität, etwa mit den Beschäftigten der Kultur-, Gastronomie- oder Veranstaltungsbranche, die unter den Einschränkungen wirklich empfindlich zu leiden hatten und haben; von Ärzten und Pflegepersonal ganz zu schweigen. (Die Intensivstationen seien ja ohnehin leer). Nein – hinter diesen Subjekten und ihrem bestürzenden Schmierentheater steckt vor allem eines: Radikale Wohlstandsverwahrlosung. Diesen Leuten ist in erster Linie fad – fad mit der Welt und fad mit sich selbst. Ihr Treiben ist nichts weiter als ein zum Protest verbrämter Eskapismus. Es sind Menschen, welche weitestgehend Kreisen angehören, denen das Demonstrieren bisher eher keine gängige, politische Praxis war und die sich nach der physischen Vereinzelung nun mit Verve dem neu entdeckten, gruppendynamischen Rausch hingeben. Sie benutzen das Leid von tatsächlich empfindlich getroffenen Menschen und Branchen als Vehikel für ihre infantile, narzisstische Wut auf mehr oder weniger alles, das ihnen nicht passt. Ähnlich einer Gruppe (harmloser) Rollenspieler, die sich in ihren Anime-, Sci-Fi- oder Fantasy-Kostümen in die Universen von Tolkien, Naoko Takeuchi, George Lucas oder George R.R. Martin verabschieden, flüchtet sich ein beachtlicher Teil der hier Versammelten, nicht selten grotesk, aber schlechter kostümiert als die COS-Player, in ebenso abenteuerliche Narrative. Diese sind jedoch weder harmlos, noch werden sie von jenen Akteuren als Fiktion verstanden. Im postfaktischen Zeitalter mit seinem wachsenden Portfolio an Parallelrealitäten kann sich jeder Mensch mit Endgerät und Netzverbindung heute, ganz nach Gusto, seine persönliche Realität einfach und bequem per Social Media zukommen lassen. Dies ist so einfach geworden, wie eine neue Serie über *Netflix* oder *Amazon Prime* zu beziehen. Und genau wie Serien werden diese Realitäten dann auch konsumiert bzw. *gebinged*.

The dark side of *Infotainment*

Die aktuellen Blockbuster heißen z.B.: Q-Anon, Deep State und BRD-AG und von dort ist es nur ein Katzensprung zu Reptiloiden, Reichsflugscheiben, Hollow- und Flat-Earth, Prä-Astronautik, Illuminaten, Bilderbergern und so weiter. Dies sind nur einige der vom Algorithmus querverlinkten Verschwörungsmythen, die sich in diesen weichen Köpfen zu einem gärenden Gebräu aus Angst, Wut, Misstrauen und unerträglicher Besserwisserei vermengen. Die damit einhergehende Selbstverortung als Subjekte, die die Verschwörungen durchschauen, vermittelt jenen das Gefühl, zumindest ein Stück Kontrolle zurückgewon-

nen zu haben. Je geistig prekärer das Subjekt, um so kruder dürfen die Erzählungen dann auch sein, mittels derer es sich eicht. Daher verwundert es nicht, dass sich viele jener »Aufgewachten« mit ihrem Spezialwissen mindestens so fühlen dürften wie Trinity, Neo und Morpheus außerhalb der Matrix. Agent Smiths in Gestalt der sogenannten Mainstream-Medien (vulgo Lügenpresse) mit ihren ewigen Unwahrheiten gibt es *da draußen* genug und wird nichts mehr abgenommen. Man gebärdet sich jenen offiziellen Kanälen gegenüber als hyperkritisch, kauft den eigenen *alternativen* Quellen hingegen ungeprüft die haarsträubendsten Räuberpistolen aus den untersten Schubladen des Netzes ab. Ich denke, dies ist nicht zuletzt deren polit-pornografischem Unterhaltungspotential geschuldet. Das Unglaubliche und die Sensation sind immer *geiler* als rationale, komplexe, wissenschaftliche Sachverhalte. Noch spannender wird es, wenn man anfängt, tatsächlich an diese Sensationen zu glauben. Inhalte, die in den Neunzigern und frühen Zweitausendern in TV-Serien wie *The X-Files* noch als linearer, fiktionaler Vorabendgrusel für die ganze Familie funktionierten, bekommen heute – ausgespielt über persönliche Profile in sozialen Netzwerken und Messenger-Chatgruppen – den verführerischen Geschmack *verbotener Wahrheiten*. Der Illusionsvertrag, den man vor Kurzem noch bereitwillig mit Hollywood oder HBO eingegangen ist, wurde durch die neuen, prosumistischen Sender- und Empfängerdynamiken der sozialen Medien umgewandelt in einen ganz persönlichen Wahrheitsvertrag.

Dies führt dann zu Menschen, die nach X Folgen Ken Jebsen abends auf YouTube gerne auch zum fünfundvierzigsten Mal eine Phoenix-Stalingrad-Doku nachlegen, aber daran zu zerbrechen scheinen, im klimatisierten Supermarkt oder der U-Bahn mal für ein paar Minuten eine Zellstoffmaske über ihre Visagen zu stülpen. Es sind Menschen, die in einem Atemzug direkte Demokratie UND einen Kaiser fordern, Menschen, die nach Selbstbestimmung schreien UND sich diese ausgerechnet von autokratischen Problembären wie Trump, Putin, Erdogan oder Orbán versprechen. Menschen, die vergessen haben, dass ihre Demonstrationen unter oben genannten Politikern nicht so glimpflich für sie ausgehen würden. All dies zeigt mehr als deutlich, dass der Löwenanteil dieser *besorgten Bürger* keine Selbstbestimmung, sondern viel mehr Bestimmung sucht. Sie wollen sich an etwas klammern, das sie aus der Tristesse ihrer mediokren Existenzen herausführt; sie wollen jemand folgen, der sie endlich von ihrem Individualismus befreit und ihrem Unvermögen, damit etwas Vernünftiges anzufangen. Diese Menschen wollen erlöst werden, und zwar in erster Linie von sich selbst.



Bild: Markus Spiske (Unsplash License)

Wenn Onlineblasen offline platzen

Dabei verwundert es auch nicht, dass ihr politischer Eskapismus auf die dunkle Seite des *Infotainments* oft mit anderen Formen von Weltflucht einhergeht, seien es nun Engel, Astrologie, Tarot, Meditation, Kristalle oder andere Religionssubstitute aus dem *New Age*-Katalog. Mithilfe dieser Angebote schrauben sie sich dann immer tiefer hinein ins *Ich*, wo viele erschrocken von zu viel innerer Leere dann den Anschluss an andere Hohlräume suchen. Was passiert, wenn sich genug dieser Blasenmenschen nicht nur online, sondern auch offline vereinen, haben wir u.a. in Berlin, Stuttgart, Leipzig und Wien gesehen. Schwarz-weiß-rote Schärpen tragende Frührentner und Zechbrüder, die sich zuvor an ihren Stammtischen und in Hobbykellern gegenseitig zum Kanzler oder Außenminister des deutschen Reiches erklärten, marschieren ‚Seit an Seit' mit verspulten Hare-Krishna-Jüngern nebst Solarium-verstrahlten, Mucki-Prolligans aus Ost-Berlins Plattenbau-Idyllen, die wiederum einträchtig mit biodynamischen Steiner-Bauern aus dem Hunsrück oder Oberösterreich um die Siegessäule stolpern. Alle wollen sie, in Verblendung geeint, ein Zeichen gegen ihre verkommene, sie knechtende Regierungen und ihr Fake-Virus setzen.


Bild: Bwag (CC-BY-SA-4.0)

Einer der vielen tragisch-komischen Rädelsführer der Querdenker-Bewegung ist die Figur des türkischstämmigen Überdeutschen und vormals sehr erfolgreichen Restaurantbesitzers, Kochbuch-Autors, Vegankochs und Selfmademan Attila Hildmann, der sich jüngst (auch) zum Reichskanzler erklärte. An der Stelle darf man sich mit Recht fragen, wie viele *wilde Kanzler* und Könige dieses arme Deutschland eigentlich schon hat. Mehr als Westeros in seinen besten Zeiten auf jeden Fall. Kanzler Attila möchte jedenfalls die kommunistische *Satanistinnen-Kanzlerin* Angela Merkel vor ein Militärtribunal bringen und über den homosexuellen Grünen Politiker Volker Beck die Todesstrafe durch öffentliches Eierzertreten verhängen. Give peace a chance – denn für Hildmann und seine Jünger sind das alles nur Sprossen auf der Leiter zum Weltsiegfrieden. Narzisstisch gekränkt in seiner fragilen Männlichkeit und, statt in Bellevue längst zum Reichskanzler ernannt worden zu sein, strafrechtlich verfolgt, hat er sich inzwischen auf der Flucht vor der deutschen Justiz in seine von ihm sogenannte »Blutsheimat« Türkei abgesetzt. Dass der verlorene Sohn sich von dortigen Präsidenten mehr Verständnis für sein Weltbild erwarten dürfte, gilt als ausgemacht. Man munkelt, Hildmann habe sich in der Türkei inzwischen gegen Covid-19 impfen lassen. Also doch alles halb so wild?

Auch bei der Neurose gilt: Sharing is caring

Diese Querdenker-Querfront eint, neben ihrer oberflächlichen Diversität und ihrer Kollektivneurose noch eines: nämlich die weitgehend fehlenden, sichtbaren Anzeichen materieller Not. Wir haben es hier eben nicht, wie so oft behauptet, mit dem längst überfälligen Aufstand der Abgehängten zu tun, denen die Pandemie jener berühmte Tropfen ist, der das Fass ihrer Not zum Überlaufen brachte. Nein – dies war und ist kein Protest des Prekariats, sondern hauptsächlich der des Mittelstandes in Funktionsmode. Wir sehen hier vor allem Menschen, die Zweitwagen, Reihenhäuser, Hobbykeller, gepflegte Vorgärten, Rasenmähroboter, Rassehunde, Autobild-Abos, beschriftete Tupperdosen, Bausparverträge, Photovoltaik-Anlagen auf dem Dach, iPads, Aktienportfolios und Brockhaus-Gesamtausgaben besitzen. Menschen, die tagsüber oft genug, unkündbar bei der Rentenversicherung, dem Finanzamt oder anderen staatlichen Verwaltungsorganen, arbeiten und in ihrer bezahlten Freizeit auf den Straßen und in ihren Telegram-Gruppen dann wilde Sau gegen eben jenen Staat spielen, in dessen Diensten sie stehen, und der sie, weitgehend ungestraft, sich auf seinen Straßen ausagieren lässt. Ihre Not ist meist keine materielle, sondern eine geistige. Sie sind Opfer ihrer neo-biedermeierlichen Vorstellungen von der Welt, in der aus ihrer Sicht nichts mehr an seinem Platze scheint. Dies können sie sich dann nur damit erklären, dass finstere Mächte – ob mit Kippa und/oder Echsenaugen – am Werk sind, die ihnen, den braven, steuerzahlenden deutschen (und österreichischen) Micheln und Michaelas, ans Leder wollen. Im Windschatten jener Mystik und der damit einhergehenden Aufwertung des *Bösen*, reist als blinder Passagier natürlich auch das Bedürfnis nach persönlicher Selbstaufwertung auf der sicheren Seite des Guten: Als David gegen Goliath, oder eher Siegfried*a gegen den Lindwurm aus Hochfinanz, Pharma-Mafia, Familie Gates und anderen Adrenochrom-süchtiger Eliten.

Corona – hol mich hier raus!

Dieser in vielen deutschen und österreichischen Städten theatralisch inszenierte *Schicksalskampf* ist hinter all seinem para-politischen Brimborium natürlich vor allem eines: Ein Fluchtversuch aus einer Existenz als Verbraucher und Pfandflaschenzurückbringer (zumindest in Deutschland …), als Rabattmarkenkleber, als Ticketnummer, als Sparer, als Steuer- und Ratenzahler, als Leistungsempfänger, als Datensatz – als Kunde. Es ist der Ausbruchsversuch einer mehr Demokratie fordernden, aber in Wirklichkeit demokratiemüden, nervösen Kleinbürgerkaste aus ihrem drögen Dasein. Es sind leider allzu oft Subjekte, die zur Individualität zu schal und zur Solidarität zu stolz sind und die mit der Pandemie ein neues Chassis für ihren Ärger gefunden haben. Nicht mehr, aber leider eben auch nicht weniger.

Angelo von Prosten, Exil-Aldebaraner und Adrenochrom-Naschkatze lebt derzeit auf dem Strafplanet Erde in Berlin, wo er sich mit seiner Führungsoffizierin Angela Merkel eine Wohnung zu Füßen des Satans am Pergamonaltar teilt.

Herr Groll und die Wölfe von Salzburg

Vorabdruck aus dem gleichnamigen Roman von *Erwin Riess*, der Herbst 2021 erscheint.

(…)
In der Mitte des asphaltierten Stegs mit den tausenden bunten Liebesschlössern an den Geländern starrte eine Menschenmenge auf die Salzach. Hinter einem schnell fahrenden Motorboot vollführte ein Wakeboarder waghalsige Manöver, sprang über die Wellen, drehte Pirouetten und schlug Salti. In einem zweiten Boot filmten drei Kameraleute die Gala. Der Wakeboarder unterquerte den Steg, das Brüllen des Motors hallte von den Häusern der Altstadt wider.
»Sie wissen, daß dieser Steg, der Makartsteg, vor kurzem in Marko-Feingold-Steg umbenannt wurde?«
»Da muß ich passen«, antwortete ich wahrheitsgemäß.
Der Dozent fuhr fort. »Marko Feingold starb vor nicht langer Zeit im Alter von 106 Jahren. Er hatte mehrere KZ überlebt, war jahrzehntelang Vorsitzender der jüdischen Gemeinde und war unermüdlich in Schulen …«
»Wer Marko Feingold war, weiß ich sehr wohl«, unterbrach ich. »Es gibt ein Buch über diesen großartigen Mann.«
»Das Sie gelesen haben?«
»Auf Vermittlung durch Wenzel Schebesta vom ‚Ständigen Ausschuß'«, bestätigte ich. »Und dann habe ich noch drei Exemplare gekauft und im Bekanntenkreis verschenkt.«
»An mich haben Sie dabei nicht gedacht«, schmollte der Dozent.
»Ich habe es nur an jene verteilt, die es meiner Einschätzung nach nötig hatten.«
Der Körper des Dozenten straffte sich. »Das ist natürlich etwas anderes. Dann wissen Sie auch, daß die Witwe von Marko Feingold die Umbenennung des Stegs nicht gut hieß.«
»Das wußte ich nicht.«
»Sie war der Meinung, daß Marko Feingold eine richtige Adresse, eine Post- und Anschriftsadresse verdient hätte.«
»Da hat sie recht.«
»Und sie weist darauf hin, daß die drei prominentesten Juden Salzburgs, Max Reinhardt, Stefan Zweig und eben Marko Feingold, im Gegensatz zu all den politischen und Kulturnazis, nicht mit einer Straßenbennung und einer Postadresse geehrt wurden. Sie meint, dieses Verhalten der Stadt sei kein Zufall. Offensichtlich schäme Salzburg sich heute noch seiner jüdischen Persönlichkeiten.«
»Da wird sie wohl ebenso recht haben. Wenn die Witwe eines KZ-Überlebenden den Wunsch nach einer Straßenbenennung für ihren Mann äußert und dann der Gemeinderat nur einen architektonisch wertlosen Steg für Feingold findet, ist das ein Affront.«
Der Dozent schwieg einige Zeit. Unvermittelt schüttelte er den Kopf und schwieg wieder. Ich hielt es für klüger, ihn nicht mit Fragen zu verunsichern. Ich hätte von einer Inszenierung gesprochen, brach es dann aus ihm hervor. Wem ich die Regie zuordne?
Der Kai war jetzt sehr belebt, Radfahrer, Skateboarder und Spaziergänger machten einander den Platz streitig. In einem kleinen Parkstreifen vor der O-Bushaltestelle war es ruhiger.
»Kennen Sie den Ausdruck ‚Strategie der Spannung'?« fragte ich ihn und fuhr, ohne eine Antwort abzuwarten, fort. »Er bezeichnet einen Komplex von Maßnahmen zur Destabilisierung des gesellschaftlichen Gefüges. Ursprünglich bezog sich der Begriff auf Vorgänge in Italien in den 1970er und 1980er Jahren. Sie erinnern sich: Die Entführung und Ermordung des Ministerpräsidenten Aldo Moro im Frühling 1978 durch die Roten Brigaden, faschistische Zellen in den Sicherheitsbehörden, enge Verbindung zu Geheimdiensten, das Bombenattentat am Hauptbahnhof von Bologna 1980 mit 85 Todesopfern, Morde im Umkreis der Vatikanbank, das Mastermind Licio Gelli und die Loge P2. Das Ziel: ein allgemeines Chaos, um dann mittels eines Staatsputsches zur Abwehr der Linken – der PCI war damals gleich stark wie die Christdemokraten und kontrollierte alle Großstädte – einen Polizeistaat zu errichten. Oder nehmen Sie Südafrika. Dem Apartheidregime nahestehende Kräfte verübten in den 1980er und 1990er Jahren Terroranschläge und Morde an Zivilisten, die der schwarzen Widerstandsbewegung ANC angelastet wurden, um deren Einfluss zu schwächen.
Der ANC dementierte jede Beteiligung. Nach dem Ende der Apartheid wurde er bestätigt. Gleichzeitig schürte das Apartheidregime gewaltsame Konflikte unter schwarzen Bevölkerungsgruppen, die mehrere tausend Opfer forderten. Auch im Chile Salvador Allendes wurden von Militärs und Todesschwadronen Attentate und Entführungen verübt. Bis Pinocet putschte und eine Diktatur errichtete. Auch hier folgte das Drehbuch einer ausgeklügelten ‚Strategie der Spannung'.«

Erwin Riess
HERR GROLL UND DIE WÖLFE VON SALZBURG
Roman
OTTO MÜLLER VERLAG

»Fällt Ihnen auf, daß der Ausflugsdampfer schief im Wasser liegt?« fragte der Dozent, als wir wieder zur Salzach zurückkehrten. Tatsächlich krängte das Schiff. Bevor die »Amadeus Salzburg« wirklich bedrohliche Schlagseite bekam, sollte schleunigst jemand eingreifen. Das hatten sich offensichtlich ein Notarzt und ein Sanitäter auch gedacht, sie eilten die steile Rampe zum Schiff hinunter und verschwanden im Fahrgastraum. Rasch bildete sich rund um den Notfallwagen auf dem Gehweg eine Menschentraube, die vom kreisenden Blaulicht überragt wurde.
Kurze Zeit später waren die beiden wieder zurück. Der Sanitäter trug eine Puppe im bekannten Jackett, der Mediziner einen Strohkopf. Anfänglich war das Publikum entsetzt, dann aber sprach sich bald herum, daß es sich nur um eine Puppe handelte. Die Polizei zerstreute die Menge, sodaß ein Einsatzfahrzeug der Feuerwehr vorfahren konnte. Zwei Uniformierte liefen die Rampe zum Schiff hinunter. Die »Amadeus Salzburg« wies bereits eine bedrohliche Schlagseite auf.

Der Dozent wollte sich mit seiner Jugendliebe vom Schweizer Bankhaus im Friedhof St. Peter treffen. Er hatte einen dahingehenden Wunsch geäußert, es gebe dort einige denkwürdige Grabsteine mit aufschlussreichen Inschriften. Er war eben ein wahrer Spezialist des Minnediensts. Aber wer weiß, vielleicht war seine Jugendliebe eine Parteigängerin der morbiden Fraktion.
Ich schlug den Weg zum Festspielbüro ein, wo ich meine Jugendliebe Elfi, Tonis ältere Schwester, vorzufinden hoffte. Ich hoffte sehr, daß sich ihr Naturell nicht der dunklen Seite des Mondes zugewandt hatte.
Bei der gestrengen Dame im Festspielbüro fragte ich nach Elfi. Sie habe früher Poschacher geheißen, aber es könne ja sein, daß sie geheiratet und den Namen gewechselt habe.
»Es geht um eine sehr wichtige private Angelegenheit.«
»Ich kenne hier alle. Aber ich kenne keine Poschacher.«
»Vielleicht hat sie inzwischen geheiratet.«
»Dann sagen Sie mir doch diesen Namen!«
»Ich kenne ihn doch nicht.«
Die Dame hinter der Kasse setzte eine abweisende und desinteressierte Miene auf.
»Ihr Bruder ist Gemeindesekretär in Werfen, Poschacher Anton.«
»Wo ist Werfen?«
»Im Innergebirg, eine dreiviertel Autostunde entfernt. Eisriesenwelt, Hochkönig, Festung Hohenwerfen.«
»Ist das bei Innichen?«
»Nein!« rief ich. Die Sturheit der Frau wurde mir langsam unheimlich.
»Ich weiß!« hielt sie dagegen. »Das ist in Südtirol. Ich hab da ein Bild in Erinnerung. Weinstraße Kalterersee. Wie schaut sie denn aus?«
»Wie soll ich das wissen – nach vierzig Jahren. Damals war sie blond. Schlank und kräftig, und sie hatte ein gewinnendes Wesen.«
»Ein was?«
»Ein gewinnendes Wesen.«
»So jemanden gibt es hier nicht. Wir sind in Salzburg, lieber Herr. Da gibt es Hochkultur, kein Gewinnwesen. Da müssen Sie in die Schweiz fahren, zu den großen Banken. Oder gehen S' in die Getreidegasse, da gibt's auch eine Schweizer Bank. Vielleicht arbeitet sie ja dort.«
Sie wandte sich von mir ab um zu demonstrieren, daß die Auskunft für sie jetzt beendet sei.
»Nein, nein!« bettelte ich. »Sie arbeitet seit vielen Jahren bei den Festspielen. Im Stab der Festspielleitung.«
»Ich bin erst seit zwei Jahren hier. Diese Auskunft können Sie von mir nicht verlangen, das ist eine Zumutung.« Gnädigerweise wandte sie sich mir doch noch einmal zu. »Wenn die Dame so weit oben …dann darf ich schon gar nichts sagen. Sicherheitsbestimmung. In der Stadt geht´s ja rund. Soll ich ihr Grüße ausrichten?«
»Aber Sie kennen sie ja nicht!«
»Das stimmt. Aber wenn ich mich erkundige, werde ich sie schon finden. Wie ist denn der werte Name?«
»Ich weiß es doch nicht!« schrie ich zurück. »In diesem Fall hätte ich ja anders gefragt. Sehen Sie, ich wollte doch nur … Mein Auftritt sollte eine Überraschung sein. Wie ein Deus ex Machina«, fügte ich hinzu und zwang mich zu einem gewinnenden Lächeln. Die Mühe hätte ich mir sparen können, die Dame am Eingang sah mich an, als würde sie dem Mondkalb gegenüberstehen.
»Die Besetzungsliste vom ‚Jedermann' können Sie im Netz nachschauen«, sagte sie. Ich hatte den Eindruck mit einem Anrufbeantworter zu sprechen. »Heuer is' es zum letzten Mal der Morelli. ‚Jedermann', sie verstehen. Der is' sehr gut, an den hab ich mich schon gewöhnt.«
Da öffnete sich eine Nebentüre, heraus kam eine füllige Frau. Sie ging schwer an zwei Krücken und hatte Mühe, das Tor hinter sich zu schließen.
Eine Ahnung machte sich in mir breit. »Elfi?« rief ich. »Elfi Poschacher?«
Die Frau kam näher und schaute mir in die Augen.
»Groll, du Saubartl!« sagte sie entsetzt. »Was sitzt denn du im Rollstuhl?«
»Frau Magister!« rief die Dame in der Portiersloge.

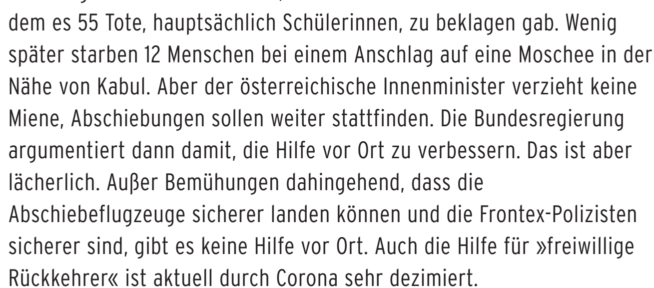
Erwin Riess: Herr Groll und die Wölfe von Salzburg
Roman, ca. 300 Seiten, gebunden
ca. 23,– Euro (E-Book: 19,– Euro)
Otto Müller Verlag
Erscheinungstermin: September 2021

»Hier werden Menschen gebrochen.«

Doro Blancke setzt sich seit Jahren für Menschen auf der Flucht ein und beschäftigt sich deshalb auch intensiv mit Asylpolitik und -rechtsprechung. *Paul Schuberth* sprach mit ihr über die Haltung der österreichischen Bundesregierung, die Situation in den griechischen Flüchtlingslagern und ihre Hilfe vor Ort, sowie das Projekt »Frontex Investigation«, an dem sie beteiligt ist.

Sie sind sowohl in Österreich als auch an der EU-Außengrenze mit der Situation vertraut. Beginnen wir vielleicht mit Österreich. Mein aktueller Eindruck ist: Je furchtbarer die Situation in den diversen Herkunftsländern der Geflüchteten wird, desto rigider wird die Asylrechtsprechung in Österreich.

Bei der Rechtsprechung möchte ich sehr klar zwischen BfA [Bundesamt für Fremdenwesen und Asyl, Anm.] und Bundesverwaltungsgericht sowie Verfassungsgerichtshof unterscheiden. Das BfA ist sehr politisch orientiert. Das haben wir 2016 sehr genau beobachten können, als der EU-Deal »Joint Way Forward« mit Afghanistan abgeschlossen wurde. Von da an haben die Afghan*innen zu 60% bis 70% vom BfA einen negativen Bescheid bekommen. In vielen Fällen gestaltete es sich dann sehr arbeitsintensiv und auch finanziell intensiv, mit einem Rechtsanwalt in die zweite Instanz zu gehen. Hinzu kommt die Frage, wie die Länderfeststellungen aufbereitet sind. Die Richter und Richterinnen können nur mit dem arbeiten, was sie vorliegen haben. Mein ehemaliger Kollege Wolfgang Salm von »Fairness Asyl« konnte nach mühevoller Recherche feststellen, dass viele Länderberichte und Länderfeststellungen sehr mangelhaft sind.
Aktuell ein gravierendes Beispiel: In Afghanistan wird die Situation täglich schlechter. Vor kurzem fand ein Anschlag auf eine Schule statt, bei dem es 55 Tote, hauptsächlich Schülerinnen, zu beklagen gab. Wenig später starben 12 Menschen bei einem Anschlag auf eine Moschee in der Nähe von Kabul. Aber der österreichische Innenminister verzieht keine Miene, Abschiebungen sollen weiter stattfinden. Die Bundesregierung argumentiert dann damit, die Hilfe vor Ort zu verbessern. Das ist aber lächerlich. Außer Bemühungen dahingehend, dass die Abschiebeflugzeuge sicherer landen können und die Frontex-Polizisten sicherer sind, gibt es keine Hilfe vor Ort. Auch die Hilfe für »freiwillige Rückkehrer« ist aktuell durch Corona sehr dezimiert.



Alltagsszene in Moria, August 2020

Hat es während der Pandemie ununterbrochen Abschiebungen nach Afghanistan gegeben?

Zu Beginn waren die Abschiebungen einige Monate ausgesetzt. Später wurden sie, unter großem Protest der Menschenrechtsorganisationen und NGOs, wieder aufgenommen. Außerdem liefen während der Pandemie die Besprechungen zum neuen »Joint Way Forward«-Vertrag mit Afghanistan, der schließlich auch unterzeichnet wurde. Es wird alles daran gesetzt, auch während der Pandemie abschieben zu können. Es wird von österreichischer Seite z.B. argumentiert, dass es ja gar nicht so viele Corona-Fälle in Afghanistan gäbe. Fragt man aber Afghanistan-Experten wie Friederike Stahlmann oder Thomas Ruttig, wird klar, dass dort viele Corona-Fälle einfach nicht registriert werden.

In Österreich wird von verschiedenen Seiten gefordert, Flüchtlinge aus den griechischen Lagern aufzunehmen.

Hervorzuheben ist der Hashtag »Wochenende für Moria«, ein Projekt, das in Innsbruck begonnen hat, durch die Initiative von Nik Neureither, einem Schauspieler, der sich mit dem Zelt alleine auf den Domplatz gesetzt hat, um gegen die Zustände in Moria 2 zu demonstrieren. Mittlerweile gibt es diese Aktionen »Wochenende für Moria« flächendeckend in vielen Gemeinden Österreichs. Erwähnenswert ist, dass es gelungen ist, viele NGOs mit der Bischofskonferenz, mit privaten Vereinen, mit Musiker*innen und Künstler*innen zu verbinden – anders als früher, als es zwischen den einzelnen Initiativen immer noch Berührungsängste gegeben hat. Das ist doch ein starkes Zeichen. Es wäre schön, wenn es da eine gemeinsame Website gäbe, die die Zusammenarbeit von so vielen plakativ aufzeigt.

Wird der Druck irgendwann so groß sein, dass er auch die Regierung tangiert?

Diese Regierung tangiert gar nichts. Aber vielen ÖVP-Mitgliedern, auch Landesrät*innen, wie man gesehen hat, auch Bürgermeister*innen, macht die Situation Kopfzerbrechen. Für Menschenrechtsbruch interessieren sich die wenigsten. Ich glaube, der Bundeskanzler will das, wie so vieles, einfach aussitzen. Man muss ihm immer die Antwort darauf geben, dass Aussitzen nicht geht, es ist also Konfrontation angesagt. Es ist ja immer so, wenn jemand die Wahrheit bewusst verzerrt, muss man selber konsequent mit der Wahrheit arbeiten. Wenn wir jetzt hören, dass es verboten ist, dass Journalist*innen in diese Camps gehen, ist das ein Beweis für den Druck, unter dem die Regierungen stehen. Wenn die Politiker*innen zu dem stehen könnten, was sie verbreiten, dann könnte man ja herzeigen, dass die Kinder trotz einer angespannten Situation z.B. gut betreut werden. Was natürlich nicht der Fall ist. Die ÖVP phantasiert immer noch von einem SOS-Kinderdorf auf Lesbos, wo 500 Kinder betreut werden sollten. Das hat das SOS-Kinderdorf schon einsehen müssen, dass es nicht geht. Aber das sind natürlich alles Nachrichten, die beruhigen jemanden, der keine Ahnung hat: Lieb, der Bundeskanzler bemüht sich jetzt um 500 Kinder hier auf Lesbos. Man muss aber immer ganz genau hinterfragen: Warum darf der ORF nicht hinein, warum darf das ZDF nicht hinein?

Wie gestaltet sich die humanitäre Situation nun auf Lesbos, speziell nach dem Brand und der Evakuierung der Flüchtlinge?

Grundsätzlich war es furchtbar, wie die Leute im Lager in Moria zusammengepfercht wurden. Es war ja ursprünglich ein Aufnahme- und Registrierungslager für zwei- bis dreitausend Personen. In Spitzenzeiten haben dort 23.000 Menschen gelebt. Das hat sich dann so ausgeweitet, dass sich die Leute in den »jungles« genannten Olivenhainen Hütten gebaut haben; es gab zu wenig sanitäre Anlagen etc., weiß man ja alles. Der Brand musste früher oder später kommen. Wenn man Menschen so in die Enge und in die Verzweiflung treibt, eskaliert es irgendwann. Innenminister Nehammer hat das sofort zum Anlass dazu genommen, zu sagen, dass kriminelle Asylwerber bei uns nichts verloren haben. Das ist Zynismus pur, man kann nicht einen Menschen so lang peinigen, bis er die Nerven verliert, um dann zu sagen, er sei kriminell. Man muss fragen: Was ist kriminell? Familien so unterzubringen, oder die Brandstiftung in diesem Fall, die ja nicht wirklich aufgeklärt wurde? Danach war auf jeden Fall die Situation katastrophal, 23.000 Menschen haben quasi auf der Straße und in den Olivenhainen gelebt. Dann wurde ein weiteres Camp auf Militärboden errichtet. Dort hat es am Anfang weder Toiletten noch Duschen gegeben. Die Menschen haben sich im Meer gewaschen. Insofern hat es sich nun etwas verbessert, denn es gibt jetzt Duschen. Das ist aber eigentlich auch schon alles. Und es gibt auch ein bisschen mehr Strom. Der Winter war eine Katastrophe. Die Zelte sind reihenweise unter Wasser gestanden, die Familien haben am nächsten Tag nichts Trockenes mehr gehabt. Es gab und gibt nur unzureichend medizinische Versorgung. Und jetzt ist eingetreten, was wir befürchtet haben: die europäischen Politiker*innen sagen, der Winter ist vorbei, das Camp ist stabilisiert... Man spricht eben nicht über das, was fehlt. Man spricht nicht darüber, dass hier Kinder sind, die zwei bis drei Jahre keine Schule gehabt haben, dass die Eltern am Rande ihres Fassungsvermögens sind, dass sie von der Kälte in die Hitze kommen. Es hat jetzt in den Zelten 38 Grad am Tag. Man stelle sich das einmal vor, auf neun Quadratmetern, mit drei, vier Kindern, vielleicht noch einem Säugling (Dreiviertel der Bewohner sind Familien), es gibt draußen keine Schattenplätze. Es gibt ein paar Bäume im Camp, aber sonst ist alles in der prallen Sonne. Das Essen ist ebenso nicht adäquat. Es gibt keine Kühlschränke. Die Menschen gehen mit dem spärlichen Geld, das sie bekommen, zum nahegelegenen Lidl einkaufen. Aber man kann nichts einkaufen, was verderblich ist. Außerdem fressen sich die Ratten durchs Camp. Die Menschen fürchten sich. Auf Samos ist jetzt ein Flüchtling aus Somalia gestorben, er ist von Ratten angeknabbert worden. Also wenn man dann über das Projekt von SOS Kinderdorf für 500 Kinder spricht, und diese Dinge nicht erwähnt …
Es sind mittlerweile Drainagen gelegt worden. Das heißt, es wird im Winter nicht so viele Überschwemmungen geben. Aber die Zelte sind dann immer noch nicht geheizt.
Zur psychologischen Betreuung: Hier arbeitende Psycholog*innen sind schockiert. Hier werden Menschen gebrochen, systematisch. Manche Personen haben hier bereits sechs Monate Asyl und noch immer keinen Termin, ihren Konventionsreisepass [Reiseausweis für Flüchtlinge, Anm.] abzuholen, um die Insel verlassen zu können. Warum macht man das alles? Neun Quadratmeter für eine Familie. Zwei Familien teilen sich ein Zelt, eine billige Plastikwand als Trennwand, man hört jedes Geräusch. Im Winter keine Minute, in der man sich aufwärmen kann, im Sommer keine Minute, in der man sich abkühlen kann. Die Frauen können sich während einer Periode oder nach einer Schwangerschaft nirgends vernünftig waschen.
Das Camp ist eine riesige Baustelle. Da fahren Riesentrucks durch das Camp, alles ist staubtrocken, die Kinder haben dauernd den Sand in den Augen. All das zermürbt Menschen. Dann nützt es nichts, wenn die ÖVP verlautbart, sie hätten so und so viele Zelte hergeschickt. 180 davon sind aber in ein ganz anderes Camp gekommen. Sie haben es aber als Lesbos-Hilfe verkauft!

Haben die Asylberechtigten, von denen Sie sprechen, vom griechischen Staat Asyl zugesprochen bekommen?

Ja, hier im Asylum Office werden die Entscheidungen gefällt. Das ist eine Asylentscheidung, die könnte man sofort in allen anderen europäischen Ländern anerkennen, man könnte sie in diesen Ländern aufnehmen und bräuchte keine Verfahren mehr führen. Man könnte die sofort wegholen. Aber ich will eines sagen: Ich will nicht nur, dass hundert Familien hier wegkommen. Solche Camps gehören evakuiert.

Wissen Sie, in welchen Umständen die in Griechenland anerkannten Flüchtlinge am griechischen Festland leben?

Da kenne ich einige Personen persönlich. Es gibt eine Organisation »Helios«, die ein Abkommen mit der griechischen Regierung hat. Wenn die Flüchtlinge aufs Festland kommen, kommen sie maximal fünf Monate in das Programm von »Helios«, sie bekommen z.B. ein Zimmer und Griechischkurse. Ich erzähle jetzt einen Fall, damit man sich besser vorstellen kann, wie das läuft. Ich kenne hier einen Afghanen, der der Onkel einer 21-Jährigen ist, die hier mit ihrem minderjährigen Bruder hergekommen ist. Die Mutter der Kinder ist an der iranisch-türkischen Grenze verlorengegangen. Bei einem Angriff, bei dem geschossen wurde. Man weiß jetzt, dass sie zurück ist im Iran. Der Onkel ist mit den Kindern nach Griechenland gekommen. Jetzt haben die beiden Kinder Asyl bekommen, der Onkel noch nicht, denn man hat sie getrennt. Die beiden sind also aufs Festland gekommen und waren dort im Programm von »Helios«. Und nach vier Monaten hat man gesagt: Sie müsse jetzt mit ihrem Bruder die Unterkunft verlassen und einen Job und eine Wohnung suchen. In einem Land, indem 18% Arbeitslosigkeit herrscht, dessen Sprache ich nach drei Monaten Griechischkurs nicht spreche, wo ich meinen minderjährigen Bruder betreuen soll... Das sind die Zustände hier! In Griechenland herrscht ja ohnehin große Armut, die Hilfsbereitschaft hier ist nicht berauschend. Man vermietet z.B. nicht gern an Menschen mit Asylstatus, weil man genau weiß, dass die irgendwann kein Geld mehr haben. Man müsste also eine europäische Perspektive finden. Deutschland und Österreich verlautbaren jetzt ja, dass sie Geld nach Griechenland schicken, damit man die Menschen mit Asylstatus in Hotels einquartiert. Aber was davon kommt an? Alles geschieht nach dem Motto: Wir waschen unsere Hände in Unschuld, wir schicken wieder ein paar Millionen, weil wir nicht wissen, wohin die letzten Millionen hingeflossen sind, und danach kann man sagen, man habe ja eh alles unternommen. Bundeskanzler Kurz hat oft gesagt: Wir werden uns an hässliche Bilder gewöhnen müssen. Interessant, denn wenn wir diese Bilder zeigen wollen, werden wir gleich von der griechischen Regierung zurückgepfiffen, auch von Österreich: keiner will es dann sehen. Die NGOs werden kriminalisiert. Uns wird dann vorgeworfen, wir würden maßlos übertreiben, wir würden emotionalisieren... aber wie kann man die Situation, wie hier Kinder und Familien leben müssen, nicht emotional sehen ...?

Wie schaut Ihre Arbeit vor Ort aus?

Bei einer internen Besprechung haben wir gerade festgestellt, dass wir – obwohl alles sehr zäh ist – im Großen und Ganzen zufrieden sind. Im Winter haben wir über 1000 Familien mit Kleidern und mit Schuhen versorgt. Wir haben jeder Familie ein Lebensmittelpaket von 15 kg zukommen lassen. Wir haben Schulen unterstützt. Wir haben Solarduschen gekauft. Wir haben die Medical Volunteers und die NGO »Home for all« unterstützt. Wir haben die Küche für »Home for All« umgebaut, denn diese Vereinigung kocht für Diabetiker*innen und besonders vulnerable Personen. Wir liefern vierzehntägig Lebensmittelpakete an Flüchtlinge mit Status, die auf der Insel leben. Wir haben Häuser und Wohnungen gemietet für Menschen, die sonst obdachlos wären. Ich muss sagen, wir sind unheimlich dankbar für die tolle Unterstützung, die wir hier in Form von Spenden bekommen. Wir sind auch stolz auf das Erreichte. Obwohl wir wissen – und das ist uns extrem wichtig, dass wir das immer wieder dazusagen –, wir sind ein Tropfen auf den heißen Stein und wir wollen die Evakuierung dieses Camps. Aber



es verhält sich hier wie mit den Löschteichen, von denen es früher am Land immer viele gegeben hat. Wenn ich will, dass er eingezäunt wird, weil schon zwei Kinder aus dem Mühlviertel dort ertrunken sind, muss ich dort zwei Wächter platzieren, bis dieser Zaun kommt. Und unser Ziel, das wir konsequent verfolgen werden, ist, dass es solche Camps in Europa nicht mehr gibt. Dass es menschenwürdige Unterbringung und faire Asylverfahren gibt. Aber solange es das nicht gibt, fühlen wir uns verpflichtet, den Menschen Erste Hilfe zu leisten.

Sie haben zuerst von der Einschüchterung von Journalist*innen und Fernsehteams gesprochen. Ist diese Repression willkürlich, oder kann sie sich auf Gesetze stützen?

Sie baut auf Gesetzen auf, die schnell erlassen wurden. Hier gibt es eine Parallele zu Österreich während der Pandemie: Es wurden sofort spezielle Erlässe für Traiskirchen [Flüchtlingslager in Niederösterreich, Anm.] diktiert. Die ÖVP spricht ja immer davon, dass sie Integration wolle. Eine Vorbedingung von Integration ist, dass man alle gleich behandelt. In Traiskirchen waren aber für die Flüchtlinge doppelt so strenge Corona-Maßnahmen, doppelt so strenge Ausgangsbeschränkungen vorgesehen. Darüber, dass Corona auch viel von draußen nach drinnen herangetragen wurde, auch z.B. über die Polizei, spricht man nicht. Die Repressionen hier in Griechenland sind willkürlich und dienen einer Abschreckungspolitik. Aber natürlich müssen vernünftige Corona-Maßnahmen befolgt werden! Wir haben zum Beispiel vorgeschlagen, es solle sofort Teststationen im Camp geben. Aber nein, es wird nur getestet, wenn jemand freiwillig mit Fieber oder Kopfweh zum Arzt geht. Aber wenn ich es ernst meine, dann mache ich Teststationen in den Camps; und biete den Leuten eine bessere Aufklärung. Denn viele Asylwerber hier kommen aus Ländern, in denen Corona totgeschwiegen wird. Sie haben also einfach weniger Einblick. Aber nur zu sagen, »jetzt sperren wir sie ein und machen ein bisschen Maskenpflicht« – das ist zu wenig! Und bei den Journalist*innen hat man zusätzlich die gute Ausrede, dass die Privatsphäre der Refugees vor der Presse geschützt werden soll. Doch das ist kein Schutz der Privatsphäre, sondern ein Schutz der Politiker*innen, die den Menschenrechtsbruch begehen. Ich kenne niemanden – egal ob Kardiologe, Psychotherapeutin, Sozialarbeiterin, Volunteer, Christoph Riedl von der Diakonie –, der hier wegen der Zustände im Camp nicht extrem geschockt ist. Uns wird auch gedroht: Keine Fotos von Verteilaktionen aus dem Camp, sonst darf unsere griechische Partner-NGO gar nicht mehr ins Camp. Das ist Erpressung!

Von welcher Seite gehen die Drohungen konkret aus?

Von der griechischen Politik. Aber sie werden von Österreich weitertransportiert, Nehammer betont ja, wie gut er sich mit dem griechischen Innenminister versteht.

Für Herbst wurde der Bau eines neuen Lagers versprochen, das höheren Standards genügen soll.

Das glaubt ja niemand. Wir sind seit September 2020 mit kurzen Unterbrechungen hier. Es soll mir mal ein intelligenter Mensch erklären, warum ich an einem alten Standort Millionen investiere in Pseudo-Umbauten – Erde von A nach B schieben, Drainagen bauen, frische Kabeln ziehen –, warum also investiert man in so einen Platz so viel Geld, wenn man vorhat, bis September ein neues Lager zu bauen, das ist ja lächerlich. Man renoviert ja auch nicht ein Haus um Millionen, wenn man weiß, dass man bald auszieht.

Noch einmal zur Corona-Situation im Camp: Ist es wenigstens gelungen, die Seuche halbwegs aus dem Camp rauszuhalten?

Ja, im Camp ist die Gefahr eigentlich geringer als außerhalb. Es wird hier auf der Insel alles sehr sonderbar und lasch gehandhabt, was mich wundert, weil es eine sehr überalterte Insel ist. Sie haben ein sehr kleines Spital für 86.000 Einwohner. Im Camp haben wir von Anfang an festgestellt, dass es anders ist. Eine NGO hat sehr viele Freiwillige engagiert, die mit Sprühflaschen herumgelaufen sind und den Menschen im Vorbeigehen die Hände desinfiziert haben; es hat Stationen gegeben, wo man eine Maske bekommen hat, wenn man sich die Hände gewaschen hat; auch meine Organisation hat für 3000 Euro Masken gekauft. Den Schutzsuchenden war schnell bewusst, womit sie es hier zu tun haben. Es war ihnen auch bewusst, dass sie im Spital als Letzte an die Reihe kommen würden. Und viele haben auch Angst vor der 10-Tages-Quarantäne. Im Camp gibt es einen eigenen Quarantänebereich, wo sich jetzt aktuell 100 Menschen befinden. Man muss sich das so vorstellen: Es gab ein Zelt mit Single-Müttern, wobei eine davon Corona hatte, und somit alle Bewohner*innen dieses Zelts in Quarantäne mussten. Heute habe ich gehört, dass zumindest nun die Alten und besonders Vulnerablen für Impfungen registriert werden. Wir und die NGOs sind sehr darauf bedacht, dass wir es nicht hineintragen. Wir haben eine große Verantwortung. Denn man muss das Leben der Schutzsuchenden dort kennen: Sie kommen zwei, drei Stunden am Tag aus dem Camp, gehen mit der Maske zum Lidl und kommen wieder zurück. Dass sich die jetzt irgendwo anstecken, ist schwer möglich. Im Asylum Office habe ich da z.B. schon mehr Angst, mit den Mitarbeiter*innen, mit der Security. Es haben ja auch zwölf Polizisten im Camp Corona gehabt. Es gibt aber hier kaum geschlossene Räume, schon alleine deswegen gibt es weniger Gefahrenquellen. Aber wir z.B. besuchen niemanden im Zelt drinnen. Wir tragen immer Handschuhe und FFP2-Maske im Camp. Und vorher desinfizieren wir uns quasi von oben bis unten. Alle NGOs halten sich daran. Meines Erachtens geht die größere Gefahr von der Polizei aus.

Sie sprechen ja öfters davon, dass das alles hier ein Verbrechen ist. Wo sitzen die Verbrecher?

In der europäischen Politik und in der der einzelnen Mitgliedstaaten. Jeder einzelne Mitgliedstaat hätte jetzt die Möglichkeit, Griechenland wegen einer Vertragsverletzung zu klagen. Darum macht sich jeder Staat eines Verbrechens schuldig, der das nicht tut. Aber es macht niemand, weil alle happy sind, dass sich hier die Griechen die Hände schmutzig machen. Das ist die juristische Seite. Und moralisch machen wir uns mitschuldig, wenn wir dazu schweigen. Wenn neben mir jemand so behandelt wird, dass ich weiß, dass es gegen unsere Gesetze verstößt, und ich spaziere weiter, dann mache ich mich mitschuldig.

Sie sind auch beteiligt am Projekt »frontex-investigation.eu«. Worum geht es dabei? Und ist auch Griechenland an Pushbacks beteiligt?

Brauche ich hier nicht aussprechen, dass Griechenland in Pushbacks verwickelt ist. Das ist allgemein bekannt. Es gibt jetzt auch einen Untersuchungsausschuss im Europäischen Parlament, zum Thema Frontex, den es nicht geben würde, wenn man davon ausgehen würde, dass hier immer alles mit richtigen Dingen zugegangen ist. Und letztens hat ja auch das Bundesministerium für Inneres so schön getwittert: ein Foto einer Polizistin, die jetzt in Griechenland im Frontex-Einsatz ist. Das heißt, auch Österreich ist beteiligt. Pushbacks sind illegal. Es hat jeder hier theoretisch das Recht auf ein faires Asylverfahren. Aber wenn man das ganze schon einen Kilometer vor der Küste abblockt und die Menschen zurückschleppt…
Es hat ja auch eine lustige Facette: Man redet davon, die Schlepper zu bekämpfen, und schleppt die Leute selber zurück. Alles grotesk, oder? Frontex mutiert zur paramilitärischen Einheit für die Abschottung Europas.

Weitere Information: Verein Doro Blancke – Flüchtlingshilfe, doroblancke.at

---

Paul Schuberth lebt als Musiker und Autor in Linz und Dietach (OÖ).

Der letzte linke Kleingärtner, Teil 2



Von Roland Röder

Chicken of colour

Sind meine Hühner vielleicht »People of Colour«? Also PoC, wie die Apostel des »Kritischen Weißseins« sagen? Als Kleingärtner kommt man auf Gedanken, die anderswo gerne zum Eklat führen. Deshalb bleibe ich lieber in meinem Garten. Da bin ich sicher, er ist mein »Safe Space«. Meine fünf Hühner sind fünf sehr unterschiedliche Individuen, vollgepackt mit der Menschheitsgeißel der Identität. Für mich ist das eine Win-Win-Situation. Wenn die dieses Zeugs tragen, bin ich befreit davon und sie können etwas menscheln. Aber eigentlich ist mir das egal. Hauptsache, sie legen Eier, fressen Speisereste und halten mir den Garten frei von Unkraut und Schnecken.

Aber darf ich überhaupt Hühner mit Menschen gleichsetzen? Auweia, das ist heißes Pflaster. Da verbrenne ich mir womöglich die Pfoten. Anderseits, wenn ich die Tierrechtler und Veganer richtig verstehe, geht das klar. Tiere sind wie Menschen, da ist kein Unterschied. Wäre es dann okay, wenn ich meine Hühner als PoC oder als »Hühner of Colour« (HoC) bezeichne? Oder vielleicht als »Chickens of Colour« (CoC)? Das würde ich glatt machen, wenn sie bei einer solchen Respektsbekundung auch mehr Eier legen würden. Mehr ist immer gut in der heutigen Zeit. Aber vom Standpunkt der Apostel des »Kritischen Weißseins«, auf Englisch nennt sich diese Spezies »Critical Whiteness«, wäre es natürlich nicht okay. Das ist nicht überraschend, weil bei denen eigentlich nichts okay ist. Mit Ausnahme dessen, was sie selber festlegen. Wenn ich mir deren Welt so von meinem Kleingärtnerpodest aus anschaue, scheint mir die katholische Kirche ein Hort der Liberalität und der Papst ein halber Anarchist zu sein. Vor diesen Gedanken erschrecke ich dann wiederum und verliere gefühlt meinen Kleingärtnerboden unter mir.



Huhn Hilde mit (Art)Genossinnen

Was wäre erst, wenn Tierrechtler und Veganer sich mit den Aposteln des »Kritischen Weißseins« um die richtige Interpretation meiner hühnerphilosophischen Abhandlungen duellieren würden. Das gäbe vermutlich Mord- und Totschlag und auf jeden Fall Blutvergießen. Und ich hätte das alles angezettelt und könnte die in Gang gesetzte Entwicklung nicht mehr aufhalten. Ich glaube, es ist besser, ich steige wieder hinab von meinem Kleingärtnerpodest und mache mich an die Gartenarbeit. Sollen doch die Apostel des »Kritischen Weißseins« und die Apostel des Veganismus selbst sehen, wie sie mit sich und ihrer Welt klarkommen. Ich betone »ihrer Welt«, denn ich habe damit nichts zu tun. Ich bin für meine Hühner verantwortlich und das reicht.

Während überall das Frühlingswetter unterdrückte Lebensgefühle weckt, trage ich schwer an gleich mehreren zwielichtigen Gedanken. Dachte ich noch vor Kurzem, dass sich mein Lieblingsfußballverein, meine Hühner und mein Garten im Gleichschritt entwickeln – also steil nach oben –, muss ich nun zwei Drittel meiner Prognosen nach unten korrigieren. Während das Federvieh seine Identität akzeptiert, sich gut entwickelt und wie blöd Eier legt, hoppelt mein Lieblingsfußballverein in die andere Richtung. Frei nach der Fußballweisheit »Erst hatten wir kein Glück, dann kam noch Pech dazu.« Gestartet als einer der Aufstiegsfavoriten, dümpelt er nun im Mittelfeld herum und lässt mich Woche für Woche die Welt mit traurigen Augen anblicken. Da wird Corona zur Randnotiz. Ehrlich.

Und im Garten geht es auch nicht so voran wie gedacht. Ich hänge etwas hinterher mit dem Graben und Säen. Oder bin ich einfach nur vom Optimismus meiner Prognosen ausgetrickst worden? Es wäre gut, sich seinen gesunden Pessimismus gegen zu viel Optimismus zu bewahren. Wobei sich die Verspätung im Garten in Grenzen hält.

Trotzdem: Unsereiner steht bei Problemen alleine da. Da hilft kein Nachbar, kein NGO-Streetworker und von den Identitätsschwaflern schon gleich gar keiner. Die lassen dich ratzfatz im Stich, weil sie sich ganz neoliberal frisiert um sich und um sonst nichts kümmern. Es hätte ja jemand von denen mal meinen Garten umgraben können. Aber nichts da, jeder schaut nur auf seinen Vorteil. Schade, schade. Wie gut, dass zumindest wir Kleingärtner nicht auf deren, sondern auf unseren Vorteil schauen.

Wenn der Tag sich demnächst mit einem satten Sonnenrot sanft zu Ende neigt, bleibt Zeit für ein Resümee. Und das fällt bitter aus. Alleingelassen von den Menschen, bleibt unsereinem nur der Blick in den Hühnerstall. Hier finde ich das gackernde Verständnis, das mir die Identitätshippies, die »People of Irgendwas«, die Tierrechtler, und Veganer nie entgegenbringen. Es bleibt dabei: Egal was passiert, »Mutti« Merkel und die Hühner lassen mich nicht im Stich. Sie sind einfach immer da. »Mutti« wird im Herbst in Rente gehen, aber so lange ist sie noch da und gibt mir Halt. Was danach kommt, lässt mich jetzt schon Tränen der Rührung vergießen über die gute alte Zeit.

Fast hätte ich den Abspann vergessen: »Diese Kolumne wurde ihnen präsentiert von der Aktion 3.Welt Saar e.V. (*www.a3wsaar.de*), frisch geprüft und versiegelt in der Abteilung Ackerbau & Viehzucht. Die wissen, was gut ist.«

Roland Röder ist Geschäftsführer der Aktion 3.Welt Saar e.V. (www.a3wsaar.de), einer allgemeinpolitischen NGO in Deutschland, die bundesweit arbeitet, u.a. zu Landwirtschaft, Asyl, Migration, Islamismus, Antisemitismus, Fairer Handel. Er mag den Begriff »Hobby« nicht und lebt einen Teil seines Lebens als aktiver Fußballfan. Die Gartenkolumne erscheint auch in der Luxemburger Wochenzeitung WOXX und im Hardcore Magazin ZAP.

Vergewaltigung als theologisches Problem

Sama Maani über strukturelle und direkte Gewalt gegen Frauen im heutigen Iran.

»Die Zeit wird kommen, da die Sonne nur mehr auf freie Menschen scheint. Menschen, die keinen anderen Herren anerkennen werden als ihre Vernunft. Da es Sklaven und Tyrannen, Priester und ihre stumpfsinnigen und heuchlerischen Werkzeuge nur mehr in Geschichtsbüchern und auf der Bühne geben wird.«[1]

schreibt Nicolas de Condorcet, Mathematiker, Philosoph und Politiker – und einer der wenigen intellektuellen Parteigänger der Französischen Revolution, der für die Gleichberechtigung der Frauen eintrat. Bekannt wurde er vor allem als Vertreter des Fortschrittsoptimismus der Aufklärung. Sein geschichtsphilosophisches Werk »Entwurf einer historischen Darstellung der Fortschritte des menschlichen Geistes«, ein Schlüsseltext der Aufklärung, gilt als Testament des 18. Jahrhunderts.

Heute erscheinen uns, zumal nach den Katastrophen des 20. Jahrhunderts, die geschichtsphilosophischen Ideen der Aufklärer obsolet und der Geschichtsoptimismus eines Condorcet hoffnungslos naiv. Allerdings könnten wir hier einem Missverständnis aufsitzen. Nicht so sehr in unserem Urteil über die Geschichtsphilosophie der Aufklärer – sondern über uns selbst. Denn bei genauerem Hinsehen scheint sich in uns allen eine versteckte Geschichtsoptimistin bzw. ein versteckter Geschichtsoptimist zu verbergen. Zum Beispiel in meinem Freund Kave, einem aus Teheran stammenden, in Wien lebenden Politologen, der jeden naiven Geschichtsoptimismus von sich weisen würde. Dennoch aber höre ich ihn, wann immer ihm Phänomene wie Rassismus begegnen, ausrufen:
»Dass es so etwas noch gibt. Dabei schreiben wir doch schon … (es folgt das Jahr, in dem wir uns gerade befinden).« Ich muss, wann immer mich Kave mit dieser seiner Empörung konfrontiert – bei aller Ernsthaftigkeit des Themas –, ein Lachen unterdrücken. Nicht zuletzt, weil Kave Iraner ist. Und es kaum ein Land gibt, dessen jüngere Geschichte Kaves verstecktem Geschichtsoptimismus so krass zu widersprechen scheint, wie die des Irans.

Vor über einhundert Jahren rangen Iranerinnen und Iraner, 1905 bis 1911, während der blutigen Konstitutionellen Revolution, den absolut herrschenden Königen der Kadjaren-Dynastie eine demokratische Verfassung nach belgischem Vorbild ab. Frauen und Frauenrechtlerinnen spielten bei dieser überwiegend säkularen Revolution eine wichtige Rolle. Formal blieb die konstitutionell-demokratische Verfassung unter der 1925 bis 1979 herrschenden Pahlevi-Dynastie zwar in Kraft. Von einer liberalen Phase zwischen 1940 bis 1953 abgesehen, herrschten die Pahlevi-Monarchen aber de facto diktatorisch. Einen weiteren revolutionären Schub brachte die Bewegung zur Verstaatlichung des iranischen Erdöls Anfang der 1950er Jahre, die eng mit dem Namen des legendären Premierministers Mossadegh verbunden ist. 1953 wurde Mossadegh gestürzt, danach herrschte Mohammad Reza Pahlevi als Diktator – bis zu seinem Sturz durch die Islamische Revolution 1979. Eine Revolution, die, entgegen anderslautender Gerüchte, das Prädikat islamisch durchaus zurecht trägt. Dennoch aber hatten viele damalige Revolutionäre auf eine freiere und gerechtere Gesellschaft gehofft. Was herauskam, ist bekannt. Die iranische Gesellschaft wurde weder freier noch gerechter. Freiheiten, die unter dem letzten Schah selbstverständlich oder gerade erst eingeführt worden waren – wie etwa das Recht der Frauen auf Scheidung oder das Sorgerecht für geschiedene Frauen – wurden abgeschafft (im islamischen Recht werden Kinder im Falle einer Scheidung automatisch dem Mann zugesprochen). Mehr noch: Die Islamische Republik bescherte den Iranerinnen und Iranern neue bzw. seit langem unbekannt gewesene Dimensionen der Unfreiheit: Kopftuchzwang, Todesstrafe für Homosexuelle, Steinigung bei außerehelicher Liebe, Todesstrafe für den Abfall vom Islam, die Entrechtung hunderttausender Angehöriger religiöser Minderheiten (allem voran der Baha'i) und vieles andere mehr. Unfreiheiten, die man sich im Iran der 1960er und 1970er Jahre nicht hätte vorstellen können. Zum Teil vielleicht nicht einmal zu Beginn des 20. Jahrhunderts, zur Zeit der Konstitutionellen Revolution.

Hier liegt allerdings eine doppelte Unvorstellbarkeit vor: Dass ein Ehemann in der Islamischen Republik Iran seine Ehefrau, die er in flagranti beim Ehebruch überrascht, töten kann, ohne Strafverfolgung befürchten zu müssen, neunjährige Mädchen hingegen strafmündig sind und hingerichtet werden können – das hätte sich eine Frauenrechtlerin der Konstitutionellen Revolution vor über einhundert Jahren (wenn man sie etwa gefragt hätte: »Wie stellst du dir die Zukunft der Frauen im Iran in einhundert Jahren vor?«) nicht ausmalen können. Andererseits scheint es uns EuropäerInnen des Jahres 2021 nicht vorstellbar, dass es vor über einhundert Jahren im Iran Frauenrechtlerinnen gab. Wie wir uns ohnehin nicht vorstellen können, dass in einem Land, in dem sich 1979 eine islamische Revolution ereignete, 1905 eine demokratisch-liberale stattgefunden haben soll.

*

In den 1980er Jahren wurden in den Gefängnissen der Islamischen Republik Iran zahlreiche junge Frauen, allesamt politische Gefangene, vor ihrer Exekution vergewaltigt. Die Vergewaltigungen hatten einen theologischen Hintergrund. Nach islamischer Überlieferung gelangen Frauen, die als Jungfrauen sterben, ins Paradies. Die Vergewaltigungen sollten dies verhindern. Um die Vergewaltigungen ihrerseits islamrechtlich zu legitimieren, zwang man die Frauen, knapp vor ihrer Exekution, mit einem ihrer Wächter eine sogenannte Zeitehe einzugehen. In einigen Fällen erhielten die Eltern der Exekutierten das Brautgeld.[2]

Die Legitimierung der Vergewaltigungen via Zwangsverehelichung wäre aber vielleicht gar nicht notwendig gewesen. Ezzat Mossallanejad zufolge[3] sehe der Koran zwar Strafen für außerehelichen Geschlechtsverkehr vor, nicht jedoch (oder zumindest nicht explizit) für Vergewaltigung. Zugleich gestatte er die sexuelle Versklavung ungläubiger weiblicher Kriegsgefangener.[4] In der Islamischen Republik Iran werden (bestimmte) politische Gefangene als Menschen betrachtet, »die Krieg

gegen Gott führen«. Dieser Logik folgend, könnten, so Mossallanejad, weibliche politische Gefangene als Kriegsbeute angesehen werden, deren Versklavung – und ergo Vergewaltigung – im Sinne des Korans legitim wäre.

Wie dem auch immer sei. Was uns an diesen Aspekten der Islamischen Revolution interessieren sollte, ist, dass sie die gängige Formel, die sogenannten Islamisten im Iran und anderswo würden den Islam bloß benützen, in Wahrheit ginge es nicht um den Islam, sondern um andere (machtpolitische, ökonomische etc.) Zwecke, ad absurdum führen. Hätten wir es »lediglich« mit Vergewaltigung zu tun, könnten Argumente wie die folgenden vielleicht Anspruch auf Gültigkeit erheben: »Es geht hier um ein machtpolitisches Kalkül, das mit dem Islam nichts zu tun hat. Indem die Machthaber dafür sorgen, dass Informationen über die Vergewaltigungen an die Öffentlichkeit gelangen, festigen sie ihre Machtposition durch die Verbreitung von Angst und Schrecken«, oder »Die Wächter ,missbrauchen den Islam', um ihre Gelüste zu befriedigen.« usw.

Hier geht es aber offensichtlich um die Lösung eines kniffligen theologischen Dilemmas: Wie lässt es sich verhindern, dass Frauen als Jungfrauen sterben, ohne gegen die Gesetze der Religion zu verstoßen? Die für die Vergewaltigungen und Exekutionen Verantwortlichen waren keine – oder nicht bloß – zynische Machtpolitiker, sondern gläubige Muslime. Wären sie nichts als zynische Machtpolitiker gewesen, wäre ihnen die Überlieferung, wonach Jungfrauen nach dem Tod ins Paradies kommen, ganz gleichgültig.

*

In ihrem Dokumentarfilm »Bazar der Geschlechter« beschäftigt sich die Regisseurin Sudabeh Mortezai mit der Institution der Zeit- oder Lustehe, eine im schiitischen Islam erlaubte, rasche und unbürokratische Form der Eheschließung für die Dauer von einer halben Stunde bis zu 99 Jahren. Im Iran wird die Zeitehe vom herrschenden religiösen Establishment, mit dem erklärten Ziel, Prostitution und »westliche Dekadenz« zu bekämpfen, tatkräftig gefördert. Während das Gesetz bei Paulus[5] die Lust verbietet, und sie auf diese Weise indirekt produziert, scheint das religiöse Gesetz hier auf die direkte Produktion sexueller Lust zu zielen, indem es diese gebietet.

Allerdings musste Mortezai lange suchen, bis sie Personen fand, die bereit waren, vor der Kamera über ihre Erfahrungen als »Zeit-Eheleute« zu berichten. Wie ein Geistlicher in einer Szene des Films sagt, wird die Institution der Zeitehe von weiten Teilen der Gesellschaft – wörtlich – als anstößig empfunden und abgelehnt. In ihrem Bemühen, das Sexuelle zu legitimieren, sprich, ihm das Anstößige zu nehmen, kommt hier die Religion selbst in den Geruch des Anstößigen.

Tatsächlich zieht es ein Großteil der jungen, unverheirateten Iranerinnen und Iraner vor, auf die unbürokratische und legale Befriedigung ihrer Lust via Zeitehe zu verzichten und ihre Sexualität abseits des (religiösen) Gesetzes zu leben. Etwa im Rahmen von nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften, im Iran »weiße Ehen« genannt, deren zunehmende Verbreitung auch in den offiziellen Medien des Landes diskutiert wird.

Warum machen sich junge Iranerinnern und Iraner aber das Leben so schwer? Warum nützen sie nicht einfach die bequeme und legale Möglichkeit, ihre Lust im Rahmen der vom Staat und von der Religion nicht bloß erlaubten, sondern geradezu verordneten Zeitehe auszuleben? Warum entscheiden sie sich stattdessen für diverse Formen vor- und außerehelicher Sexualität – und nehmen dabei auch noch das Risiko drakonischer, archaischer Strafen in Kauf? »Warum« so ein online-Kommentar im Diskussionsforum der Website der regierungsnahen iranischen Nachrichtenagentur Fars, »verbieten wir uns selbst, was uns Gott erlaubt hat?«

Der typische Zeit-Ehemann, so die Regisseurin von »Bazar der Geschlechter«, sei älter und reich, die typische Zeit-Ehefrau arm und deutlich jünger als dieser. Häufig handle es sich um Mädchen, die ursprünglich – im Rahmen der islamischen Standard-Ehe – sehr jung verheiratet und bald darauf, noch immer sehr jung, vom oft gewalttätigen Ehemann geschieden werden, um dann vor dem Nichts zu stehen. Vor dem sie der neue, reiche Zeit-Ehemann dann »retten« würde.[6]
Was genau heißt »sehr jung« verheiratet? Nach offiziellen Behördenangaben wurden allein im Zeitraum zwischen März 2010 und März 2011 (dem Jahr 1389 des iranischen Kalenders) über 42.000 Mädchen zwischen zehn und vierzehn Jahren verheiratet. 1974, fünf Jahre vor der Islamischen Revolution, war das Heiratsalter für beide



Vorstand der Frauenrechtsorganisation Jam'iyat-e Nesvan-e Vatankhah (Verband patriotischer Frauen), die von 1922 bis 1932 in Teheran bestand.

Geschlechter, internationalen Standards gemäß, auf achtzehn Jahren angehoben worden. Wenige Jahre nach der Revolution wurde dann das Heiratsalter für Mädchen auf neun, das für Jungen auf fünfzehn gesenkt. Um 2002, auf Initiative von Anhängerinnen des »reformislamistischen« Präsidenten Khatami, für Mädchen auf dreizehn Jahren erhöht zu werden. Nichtsdestotrotz kann aber auch noch heute, das Einverständnis des Vaters vorausgesetzt, ein »kompetenter Richter« auch Mädchen unter dreizehn Jahren die Heiratsfähigkeit attestieren. Gelegentlich auch Mädchen unter neun. »Vor allem Mädchen aus armen Familien seien von solchen frühen Zwangsverheiratungen bedroht«, sagt die iranische Rechtsanwältin und Friedensnobelpreisträgerin Shirin Ebadi, »das sei ,eine Art Menschenhandel [...] Denn meist werden die jungen Mädchen mit wohlhabenden Männern verheiratet. Und die Eltern handeln dabei für sich hohe Brautgelder aus'«.[7]

*

In Freuds an Darwin angelehntem theoretischen Mythos über den Ursprung der Zivilisation war der Urvater der absolute Herrscher über die Urhorde, der Urform der menschlichen Gesellschaft – und nach Vertreibung aller seiner Söhne alleiniger Besitzer aller Frauen der Horde, auch seiner Töchter.

»Eines Tages taten sich die ausgetriebenen Söhne zusammen, erschlugen und verzehrten den Vater«[8],

um nun ihrerseits in die Position des Urvaters und in den Besitz und den Genuss der Frauen zu gelangen. Schuldgefühle und Reue und die Rücksicht auf das Gemeinwohl zwangen dann aber, Freud zufolge, die Brüder zu jenem Triebverzicht, den die Kultur den Menschen abverlangt. So gesehen, sei der Mord am Urvater eine

»Tat, mit welcher so vieles seinen Anfang nahm, die sozialen Organisationen, die sittlichen Einschränkungen und die Religion«[9],

mit anderen Worten: Die Zivilisation.

Die Existenz hunderttausender Kinderehen im heutigen Iran, das aus dem sozialen und dem Altersunterschied resultierende Machtgefälle sowie die (zumindest gesetzlich vorhandene) Möglichkeit auch der synchronen Polygamie – alles das erscheint uns als eine Art surreale Reproduktion jenes Urpatriarchats, als Wiederkehr der Verknüpfung von Herrschaft und Lust in der Urhorde.
Polygamie und die durch Geldmacht und den oft extremen Altersunterschied bedingte überlegene Machtposition des Ehemannes charakterisieren freilich nicht bloß die Zeitehe, sondern häufig auch die unbefristete islamische Standard-Ehe. Auch wenn die Polygamie im Iran vorwiegend im Rahmen der Zeitehe (als serielle Polygamie), kaum mehr im Rahmen der islamischen Standard-Ehe (als synchrone) praktiziert wird.
Wie auch immer. Es sind offenbar diese »Urhorden-Phänomene«, die weite Teile der iranischen Gesellschaft veranlassen, die Institution der Zeitehe, wie es jener Geistliche im Film »Bazar der Geschlechter« ausdrückt, als »anstößig« zu empfinden und abzulehnen. So dass ein Großteil der jungen, unverheirateten Iranerinnen und Iraner es vorzieht, auf die unbürokratische und legale Befriedigung ihrer Lust via Zeitehe zu verzichten. Und ihre Sexualität abseits des religiösen Gesetzes zu leben.

Mit den Spekulationen Freuds über die Urhorde und den Urvater sind DurchschnittsiranerInnen genauso wenig vertraut wie DurchschnittsösterreicherInnen. Man muss allerdings kein Psychoanalytiker sein, um zu erkennen, dass Phänomene wie Kinderehen, das soziale, ökonomische und Bildungsgefälle und der große Altersunterschied zwischen Ehefrauen und Ehemännern den Ehemann in die Position des Vaters drängen. Und um ausgehend von dieser Erkenntnis solche Ehen als inzestartig zu empfinden. Tatsächlich begegne ich in Gesprächen mit Iranerinnen und Iranern über die Zeitehe genau jenem Inzestekel, mit dem ich auch in meiner Arbeit mit AnalysandInnen konfrontiert bin, die in einem inzestuösen Familienklima aufgewachsen sind. Offenbar gründet die Tatsache, dass ein Großteil der iranischen Gesellschaft die Institution der Zeitehe als anstößig empfindet und ablehnt in jenem Inzestekel, den der Kurzschluss zwischen Sexualität und Herrschaft in dieser – an die Urhorde und an den inzestuösen Urvater erinnernde – Institution auszulösen vermag.

*

Als sich, wenige Wochen nach dem Sieg der Islamischen Revolution, die Zeichen für die Einführung des Kopftuchzwangs verdichteten, gingen am 8. März 1979 zehntausende iranische Frauen auf die Straße, um zu protestieren – und skandierten Parolen wie: »Wir haben diese Revolution nicht gemacht, um in die Vergangenheit zurückzukehren!« Die Antwort der männlichen Anhänger der neuen islamischen Machthaber war knapp und klar: »Ya rusari – Ya tusari«: »Entweder Kopftuch – oder Schläge auf den Kopf!«, woraufhin die Frauen skandierten: »Na rusari – Na tusari – Hukumate dust-pessari!« Ins Deutsche lässt sich die Parole schwer übertragen. Sinngemäß übersetzt lautet sie etwa: »Weder Kopftuch – Noch Schläge – Es lebe die freie Liebe!« Die wörtliche Übersetzung klingt holprig – und erfrischend skandalös: »Weder Kopftuch – Noch Schläge – Her mit den Liebhabern!«

Bedenkt man, was später geschah, scheint die Parole »Wir haben die Revolution nicht gemacht, um in die Vergangenheit zurückzukehren!« genauso wie die Gegenparole »Entweder Kopftuch – Oder Schläge auf den Kopf!«, auf den erwähnten Rückfall ins Urpatriarchat hinzuweisen. Auf die von den Frauen artikulierte Angst vor dessen Rückkehr scheint die Stimme des Urpatriarchats selbst zu antworten – und die schlimmsten Befürchtungen zu bestätigen: »Entweder Kopftuch – Oder Schläge!«

---

[1] Frei übersetzt aus: Marie-Jean-Antoine-Nicolas Caritat, Marquis de Condorcet, *Outlines of an historical view of the progress of the human mind*, being a posthumous work of the late M. de Condorcet, Philadelphia 1796, S. 258 *http://oll.libertyfund.org/titles/1669*

[2] Siehe z.B.: *http://news.gooya.com/politics/archives/2009/08/092322.php*
http://www.amontazeri.com/farsi/Khaterat/html/1097.htm
Kave Shahrooz, *With Revolutionary Rage and Rancor: A Preliminary Report on the 1988 Massacre of Iran's Political Prisoners*, Harvard Human Rights Journal. 2007, (20 vol), S. 231 und S. 239.
Jaleh Ahmadi, *Political prisoners: Iran and Afghanistan*. In: Suad Joseph (Hrsg.), *Encyclopedia of Women and Islamic Cultures Volume II, Family, Law and Politics*, Leiden-Boston 2005, S. 566-567

[3] Ezat Mossallanejad, *Gender, Culture and Identity*. In Haideh Moghissi (Hrsg.), *Muslim Diaspora*, Routledge 2006, S. 75ff

[4] »O Prophet, Wir erlauben dir deine Gattinen, denen du ihre Mitgift gabst und die Sklavinnen [...] von dem, was dir Allah als Beute gab.« Max Henning, Der Koran. Aus dem Arabischen übertragen, Stuttgart 1960, S. 406, Sure 33, Vers 50

[5] »Denn ich wüsste nichts von der Begierde, wenn das Gesetz nicht gesagt hätte: ,Du sollst nicht begehren!' [...] ohne das Gesetz war die Sünde tot.« (Röm 7,7 – 8)

[6] *https://www.youtube.com/watch?v=6TJr_HAe5UE*

[7] *http://iranjournal.org/politik/gestohlene-kindheit-kinderehen-im-iran*

[8] Sigmund Freud, *Totem und Tabu*. In ders., *Gesammelte Werke*, Bd IX, Frankfurt am Main 1999, S. 171

[9] Ebd. S. 172

Sama Maani, geb. in Graz, aufgewachsen in Österreich, Deutschland und im Iran. Studium der Medizin in Wien und der Philosophie in Zürich. Ausbildung zum Psychiater und Psychoanalytiker in Graz. Lebt heute als Schriftsteller in Wien. 2020 erschien der Essayband »Worüber man als Jude nicht schreiben sollte« – Psychoanalytische Provokationen *bei Drava. Und im Frühjahr 2021 der Roman »Zizek in Teheran«.*

Spiegele deinen Nächsten wie dich selbst

Seit den achtziger Jahren fungiert Narzissmus weniger als psychoanalytischer Begriff denn als moralisches Urteil. *Magnus Klaue* fragt nach dem Wahrheitsgehalt der Rede von der narzisstischen Gesellschaft.

Im April 1987 gab die Psychologin Alice Miller, die durch ihren 1979 erschienenen Bestseller »Das Drama des begabten Kindes« und das 1980 erschienene Buch »Am Anfang war Erziehung« einem breiten Publikum bekannt geworden war, in der Zeitschrift Psychologie heute ihre Abkehr von der Psychoanalyse bekannt. Vorbereitet hatte sich diese Abkehr in ihren Publikationen der vergangenen Jahre. In »Am Anfang war Erziehung« hatte Miller auf Katharina Rutschkys 1977 veröffentlichte Quellensammlung »Schwarze Pädagogik« Bezug genommen, die anhand der Erziehungspraxis des westeuropäischen Bürgertums seit dem 18. Jahrhundert den Widerspruch zwischen den aufklärerischen Idealen bürgerlicher Pädagogik und dem oft barbarischen Erziehungsalltag in Familien und Schulen darstellte. Miller nahm an Rutschkys Buch zwei Umdeutungen vor. Zum einen beschränkte sie sich nicht wie Rutschky auf die Darstellung des vergangenen und teilweise noch fortwirkenden Erziehungsalltags, sondern richtete ihre pädagogikkritische Polemik im Stil der *Yellow Press* an prominenten Einzelpersönlichkeiten aus, die durch ihr bedauernswertes oder erschreckendes Leben jedem Leser bekannt waren. Neben der aus dem 1978 erschienenen Film »Wir Kinder vom Bahnhof Zoo« bekannten Drogensüchtigen Christiane F. wählte sie berühmte Serienmörder, aber auch Adolf Hitler aus, um an ihnen die katastrophalen Folgen autoritärer Erziehung zu illustrieren. Zum anderen ergänzte sie Rutschkys Terminus der Schwarzen Pädagogik durch den der »Schwarzen Psychoanalyse«. Darunter verstand Miller eine Form von Psychoanalyse, die ihren Patienten einrede, dass erinnerte gewalttätige kindliche Erfahrungen primär *Phantasien* reflektierten, während solche Erinnerungen, so Miller, in Wahrheit Niederschlag wirklicher *Erlebnisse* von körperlicher und psychischer Gewalt seien. Freuds Revision seiner Verführungstheorie, in der retrospektive Erinnerungen sexueller Kontakte mit dem Vater oder anderen Familienangehörigen nicht mehr (wie Freud zu Beginn angenommen hatte) als wirkliche Erinnerungen, sondern als imaginäre Überformung und Überlagerung nicht notwendig gewaltförmiger frühkindlicher Erfahrungen gedeutet wurden, war für Miller eine Verharmlosung realer Gewalterfahrung.

Die von Rutschky seit den späten Achtzigern geübte Kritik am neopuritanisch-feministischen Ressentiment gegen Pädophilie, die in der damaligen Frauenbewegung und linken Pädagogik auf vehemente Abwehr stieß, war auch eine Antwort auf die massenwirksame Entstellung von Rutschkys Thesen durch Miller. Den von körperlichen Strafen, Angstmacherei und moralischer Erpressung bestimmten Erziehungsalltag der bürgerlichen Gesellschaft zu kritisieren, bedeutete für Rutschky anders als für Miller nicht, im Umkehrschluss den unschuldigen Kindern gegen die bösen Erwachsenen Recht zu geben. Im Gegenteil deutete Rutschky in ihrem 1992 erschienene Essay »Erregte Aufklärung« die Hetzjagd gegen Pädophile in der damaligen Frauenbewegung und linken Pädagogik ihrerseits als modernisierte Form der Schwarzen Pädagogik: als in ihr Gegenteil umgeschlagene Aufklärung, die Kinder unter dem Vorwand des Kinderschutzes einem autoritären Paternalismus unterwerfe. Eine ähnlich falsche Positivierung psychoanalytischer Begriffe hatte Miller 1979 in »Das Drama des begabten Kindes« vorgenommen. Dort hatte sie den bei Freud ambivalenten Terminus des Narzissmus als die kindliche Entwicklung fördernd und für das spätere Erwachsenwerden des Kindes notwendig neubestimmt. Insbesondere an sogenannten begabten Kindern und deren Psychogenese, so Miller, lasse sich erkennen, wie wichtig es sei, den frühkindlichen Narzissmus nicht als zu überwindende Phase kindlicher Entwicklung, sondern als Movens der Entwicklung erwachsener Kreativität und Sensibilität wahrzunehmen. Während die Freud'sche Psychoanalyse den primären Narzissmus als notwendiges Moment der psychosozialen Entwicklung ansah und von narzisstischen Pathologien, die Resultat misslungener Differenzierung des Ichs von der Außenwelt seien, abgrenzte, plädierte Miller für eine pädagogische Bestätigung des kindlichen Narzissmus, den sie statt als Ausdruck von Triebimpulsen als »Bedürfnis« des Kindes verstand, dem dessen Umfeld Recht widerfahren lassen müsse.

Millers Konzeption des Narzissmus, die in die sechziger Jahre zurückreicht, als sie sich mit Heinz Kohut und dessen Begriff des Selbst zu beschäftigen begonnen hatte, lässt daran zweifeln, ob sie vor ihrer öffentlichen Abwendung von der Psychoanalyse überhaupt jemals deren Begriffen verpflichtet gewesen war. Ihre schon damals erkennbare Tendenz, den Begriff des Narzissmus von dem des Triebs zu lösen und stattdessen als pädagogische Frage der Anerkennung von Bedürfnissen zu behandeln, widerspricht jedenfalls eklatant dem psychoanalytischen Narzissmusbegriff. Millers Versuch in »Das Drama des begabten Kindes«, jugendliche Entwicklungsstörungen als Folge eines »blockierten«, durch die Erziehung gehemmten kindlichen Narzissmus zu deuten, gehört zu den frühesten Zeugnissen der heute gesamtgesellschaftlich verbreiteten Neigung, jeden individuell oder institutionell artikulierten Widerspruch zur subjektivistischen Willkür, jeden objektiven Widerstand gegenüber dem Voluntarismus der vereinzelten Einzelnen statt als Index von deren Ohnmacht als bloßes Hindernis aufzufassen, das durch Sprechorttheorie, Mediation und Coaching aus der Welt zu nivellieren sei. Dass Miller seit »Im Anfang war Erziehung« Freuds Triebtheorie als Leugnung realer frühkindlicher Gewalt- und Missbrauchserfahrungen verworfen hat und der seit den Achtzigern virulenten Vorliebe zuarbeitete, jegliche Frustration und jeden erzwungenen Verzicht auf Verwirklichung eigener Omnipotenzphantasien als »Missbrauch« zu etikettieren, war die Konsequenz dieses Narzissmusbegriffs.

In der Tendenz zur Ablösung des Narzissmusbegriffs von der Triebtheorie und zur Moralisierung psychoanalytischer Begriffe ähnelt Miller dem Historiker Christopher Lasch, der auf dem Gebiet der Narzissmustheorie in den achtziger Jahren eher als ihr Gegenspieler zu bezeichnen wäre. In vieler Hinsicht verhält sich die Kritik, die Lasch in seinem 1979 erschienenen Buch »Das Zeitalter des Narzissmus« formuliert hat, spiegelbildlich zu Millers Narzissmuskonzeption. Wo Miller den kindlichen Narzissmus am Beispiel des »begabten Kindes« als Produktivkraft von »Persönlichkeitsentwicklung« darstellt, deutet Lasch die zeitgenössische Gesellschaft als Spielwiese eines infantil entgrenzten Alltagsnarzissmus. Und wo Lasch den sozialen Institutionen, wie den Einzelnen vorwirft, narzisstische Impulse kollektiv und unsublimiert zur Geltung zu bringen, kritisiert Miller die Institutionen, insbesondere die Erziehungsagenturen, für ihre Abwehr narzisstischer Bedürfnisse. Auch in der geschlechtertheoretischen Zuweisung des Narzissmus ähneln sich beide. Während Miller die von ihr verteidigte Duldung, Akzeptanz und Förderung narzisstischer Impulse eher der Sphäre »weiblicher Erfahrung« zuordnet, zeigt sich für Lasch die Entgrenzung und Verallgemeinerung des Narzissmus unter anderem an einer geschlechterübergreifenden »Verweiblichung« des Alltagsverhaltens, zum Beispiel beim Modegeschmack und in der Wertschätzung »weiblicher« Sozialkompetenzen wie Kommunikativität und Empathie.

Doch so aufschlussreich Laschs Buch für das Verständnis der Konstitutionsformen spätbürgerlicher Subjektivität ist, so sehr ähneln sich Lasch und Miller in der Moralisierung des Narzissmusbegriffs. Mögen auch manche Fallanalysen und daraus abgeleiteten Begriffsbestimmungen in Freuds Narzissmustheorie deren historische Begrenztheit zeigen, hat Freud stets darauf beharrt, dass die Arbeit des Psychoanalytikers zwar von dessen moralischen Urteilen nicht abstrakt getrennt werden kann, aber auch nicht durch sie getrübt werden darf. In dieser Fähigkeit zur Differenzierung zwischen analytischer Diagnostik und moralischem Urteil war auch Otto F. Kernberg, dessen Studie »Borderline-Störungen und pathologischer Narzißmus« vier Jahre vor den Büchern von Lasch und Miller erschien (*Versorgerin #129*), dem Freud'schen Ansatz verpflichtet. Erst mit den komplementären Auffassungen von Narzissmus als gesellschaftlich produktivem oder zerstörendem Phänomen in »Das Drama des begabten Kindes« und »Das Zeitalter des Narzissmus« wurde ab 1979 die moralische Deutung des Narzissmussbegriffs massenwirksam.

Um solche Moralisierung zu verstehen, die sich auch an anderen Begriffen der Psychoanalyse wie denen der Regression, der Sublimierung und des Fetischismus beobachten lässt, eignet sich Laschs Buch besser als die Bücher von Miller. Denn die Entgrenzung des pathologischen Narzissmus, seine Verallgemeinerung zu einem als Normalität betrachteten Phänomen, ist eine der Gründe für die moralische Aufladung des Begriffs. Psychoanalytisch gehört der Narzissmus als deren Moment ebenso konstitutiv zur Subjektgenese wie die Fähigkeit zur Objekterfahrung, zur Reflexion des anderen als dem eigenen Ich nie vollständig Kommensurablem. Die Funktion des Spiegels, die in gelungenen Sozialbeziehungen jeder für jeden anderen und dadurch vermittelt für sich selbst erfüllt, ist nur gewährleistet, solange der Spiegelnde das Selbstbild des Gespiegelten nicht einfach verdoppelt, sondern es durch den empfangenden Blick verändert zurückwirft. Ein reiner, durch keine fremde Subjektivität getrübter Spiegel ist nicht nur unmöglich, sondern sinnlos: nichts als Ausdruck des Wunsches nach restloser Selbstverdoppelung, das heißt nach Reduktion des anderen auf ein Echo des Eigenen. Nur in einem transformierten, in der Veränderung getreuen Bild vermag das Subjekt sich als anderes zu sehen und zu reflektieren.

Bild: Przemek P (CC-BY-3.0)

Narzisstisches Wunderland oder Anlass für Selbstreflexion? Unendlichkeitsspiegel im Nationalen Technikmuseum in Warschau

Was Lasch als soziale Entgrenzung des Narzissmus beschreibt, zielt polemisch auf genau jenen Subjektzerfall, der sich auch in der Moralisierung psychoanalytischer Begriffe ausdrückt. Nur kommt Lasch über diese Diagnose kaum hinaus, weil er die »Gesellschaft des Narzissmus« ebenfalls einem moralischen Urteil unterwirft, statt ihre Konstitutionsbedingungen aufzuschließen. Die Gesellschaft als kollektive narzisstische Selbstbespiegelung ihrer Insassen zu verurteilen, oder sich die Gesellschaft als Kollektiv möglichst reiner Spiegel für lauter narzisstische Selbste zu wünschen, sind letztlich zwei Varianten derselben Logik. Diese wiederholt blind die Form reiner Selbstbespiegelung, die eher ein nachbürgerliches als ein bürgerliches Phänomen ist. Nicht zufällig war die Kunst des Bürgertums, mit der Literatur und Philosophie der Romantik als Gipfelpunkt, geradezu besessen von Spiegeln. Von Spiegeln allerdings, die das Gespiegelte nie nur spiegeln, sondern verzerren, vervielfältigen und gegen sich selbst kehren: Der Doppelgänger war die prominenteste Figuration einer solchen Spiegelung, die das Subjekt verunsicherte und gerade dadurch zur Selbstreflexion nötigte. Die reinen Spiegel, die der vom Narzissmus besessenen, ihn aber nicht begreifenden Gesellschaft als Modell von Subjektivität dienen, verstören und nötigen niemanden mehr. Sie führen den Narzissmus als Gegenstand der Psychoanalyse an sein Ende, indem sie nichts anderes kennen als ihn.

Magnus Klaue war von 2011 bis 2015 Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Jungle World *und schreibt u.a. für die* Bahamas. *Derzeit arbeitet er an einer Studie zu Max Horkheimer. Zuletzt erschien im XS-Verlag der Band* Die Antiquiertheit des Sexus.

It’s the labels, stupid!

Berthold Seliger räumt mit einigen Mythen über die Vergütung in der Musikstreaming-Ökonomie auf.

Der Schriftsteller Franz Kafka empfand schon die Tatsache, dass Grammophone »in der Welt sind, als Drohung«, wie er 1912 in einem Brief an seine Verlobte Felice Bauer, bemerkte. Bauer arbeitete damals als Prokuristin bei der Carl Lindström AG, einem Industriebetrieb, der ursprünglich auf die Herstellung von Grammophonen spezialisiert war, zu der Zeit aber bereits Aufnahmestudios betrieb und sich auf dem Weg zum größten Schallplattenproduzenten Europas befand. »Nur in Paris haben sie mir gefallen«, fährt Kafka im Brief an Felice Bauer fort, »dort hat die Firma Pathé auf irgendeinem Boulevard einen Salon mit Pathephons, wo man für kleine Münze ein unendliches Programm (nach Wahl an der Hand eines dicken Programmbuches) sich vorspielen lassen kann. Das solltet ihr auch in Berlin machen, wenn es das nicht schon gibt.« Kafka würde das »unendliche Programm« der Musikstreaming-Giganten unserer Tage vermutlich sehr gefallen – der weltweit größte Audio-Streaming-Abonnementdienst Spotify bietet ebenso wie sein Konkurrent Apple Music aktuell über 70 Millionen Musikstücke an, und all diese Tracks sind nur einen Fingertipp entfernt: Hörer:innen können sie im Abonnement für knapp 10 Euro monatlich hören (das »Premium«-Konto) oder sogar ohne Bezahlung, dafür mit Werbeeinspielungen (das sogenannte »Freemium«-Modell).
Streamingdienste wie Spotify, Apple Music, Amazon Prima, Deezer sowie spezialisierte Plattformen wie Idago oder Tidal und nicht zuletzt YouTube haben das Geschäftsmodell der Musikindustrie von den Füßen auf den Kopf gestellt: Wir haben im letzten Jahrzehnt die umfassende Transformation von einem Besitzmodell hin zu einem Zugangsmodell erlebt. Die Musikfans müssen nicht mehr Vinyl-Alben oder gnadenlos überteuerte Billigprodukte wie die weiland von der Tonträgerindustrie durchgesetzten CDs erwerben, um Musik zu hören, sondern sie können Musik hören, ohne sie zu besitzen. Wer sich an die Zeiten erinnern kann, als das Taschengeld oder der Arbeitslohn gerade für den Erwerb einer oder vielleicht von zwei oder drei LPs im Monat ausreichte, wird die dank Musikstreaming zur Verfügung stehende musikalische Vielfalt, eben Kafkas unendliches Musikprogramm, sehr zu schätzen wissen. Gleichzeitig hat das Streaming letztlich entgegen häufig zu hörender anderslautender Behauptungen den Wert der Musik nicht etwa gemindert, sondern gesteigert: Es kommt nicht mehr wie im alten Musikgeschäft darauf an, wie viele Singles oder Alben verkauft werden (die dann ja, ähnlich wie zu Weihnachten verschenkte, ungelesene Buch-Bestseller eventuell ungehört im Archiv verstauben), sondern es kommt darauf an, wie häufig die Musik tatsächlich angehört wird, wie oft die einzelnen Songs oder Musikstücke tatsächlich von den Fans abgespielt werden. Der Fokus liegt nicht mehr auf den Verkäufen, also dem Besitz, sondern er liegt auf dem Anhören von Musik.
Das müsste den Musiker:innen eigentlich gut gefallen. Dennoch hat das Modell des Musikstreamings just unter den Musiker:innen und Songwriter:innen einen schlechten Ruf. Fast täglich barmen in den Medien Musiker:innen, dass sie heute undank Spotify & Co. nichts mehr verdienen würden und sich weder Miete noch Kaffee leisten könnten. Und zu kaum einem anderen Wirtschaftsbereich sind derart viele Falschbehauptungen, Gerüchte und Unwahrheiten im Umlauf wie beim Streaming, weswegen es sich lohnt, einen Blick auf die Fakten und auf die Ökonomie des Musikstreamings zu werfen.

Zunächst: Immer wieder ist zu lesen oder zu hören, wie wenig Streamingdienste wie Spotify oder Apple Music an die Musiker:innen auszahlen würden – und die Zahlen, mit denen diese Behauptungen untermauert werden, reichen aktuell von 0,164 Cent (Hessischer Rundfunk) über »durchschnittlich 0,3 Cent« (der österreichische Musikmanager Hannes Tschürtz) beziehungsweise 0,38 Cent (Der Spiegel), »durchschnittlich 0,397 Cent« (The Guardian), »aktuell zwischen 0,26 und 0,43 Cent« (taz) und 0,4 Cent (Neues Deutschland) bis hin zu »rund 0,5 Cent« (Neue Zürcher Zeitung) pro Stream. Nun: stimmen tun sie alle nicht, diese Zahlen.
Erstens: Es gibt schlichtweg keine festgelegten Beträge, die Spotify (um die Lage anhand der Zahlen des weltgrößten Musikstreamingdienstes zu klären) an die Rechteinhaber (!) auszahlen würde. Einfach, weil es im Abrechnungsmodell grundsätzlich zwei Variablen gibt: Die Zahl der Abonnent:innen und die Höhe der Werbeeinnahmen im betreffenden Monat, woraus sich die gesamten monatlichen Einnahmen des Streamingdienstes ergeben, sowie die Zahl der monatlichen Streams, also der Abrufe pro Musikstück. Beide Variablen ändern sich in jedem Abrechnungsmonat. Es gibt bei Spotify schlicht keine Pro Stream-Rate – es gab sie nie, es gibt sie aktuell nicht, und es wird sie auch in Zukunft nicht geben.
Zweitens: Kein Streamingdienst zahlt Geld direkt an die Musiker:innen oder die Songwriter:innen aus. Wenn Sie also von Musiker:innen hören, die von ihrer »Spotify-Abrechnung« berichten, ist größtes Misstrauen geboten. Denn keine Musiker:in kann eine Abrechnung eines Streamingdienstes in Händen halten. Never. Die meisten Streamingdienste zahlen knapp 70 Prozent all ihrer jeweiligen Einnahmen im Abrechnungszeitraum (in der Regel monatlich) an die Rechteinhaber der Musikstücke aus – eine gigantische Zahl. Der Musikmanager Hartwig Masuch, Chef von BMG Rights Management, hält das Musikstreaming daher zu Recht für »die lukrativste Vergütung seit Erfindung der Musikindustrie« – wo sonst werden schon 70 Prozent des gesamten Umsatzes an die Künstler:innen weitergegeben? Spotify beispielsweise zahlt zwischen 52 und 55 Prozent für die Leistungsschutzrechte an die Inhaber der Aufnahmen (also in aller Regel an die Plattenfirmen) sowie zwischen 11 und 15 Prozent als Tantieme für die Urheberrechte an die Songwriter:innen. Hier zeigt sich ein grundsätzliches Abrechnungs-, noch mehr aber ein Bewertungsproblem innerhalb der Musikindustrie: Ist die Aufnahme eines Musikstücks wirklich mehr als drei Mal so viel wert wie das Stück selbst, also wie die Komposition oder, im Fall eines Songs, wie dessen Melodie und Text? Hier handelt es sich um ein sozusagen historisches Missverhältnis, das wohl überprüft und zugunsten der Komposition geändert werden sollte.
Laut Spotify erhalten die Rechteinhaber, also in aller Regel die Plattenfirmen sowie die Musikverlage (oder Verwertungsgesellschaften wie die AKM), also die Musikindustrie, nicht die Künstler:innen!, pro Musikstream zwischen 0,6 und 0,84 Cent US$ (diese Zahlen sind variabel, siehe oben). Klar ist, dass die Musiker:innen, egal, ob sie einen Song geschrieben oder aufgenommen haben, einen deutlich größeren Anteil an diesen Einnahmen erhalten sollten, als es bisher der Fall ist. Der entscheidende Faktor ist jedoch nicht, wieviel Spotify an die Rechteinhaber auszahlt, sondern was passiert, nachdem das Geld auf den Konten der Musikindustrie gelandet ist. Bis heute haben viele Musiker:innen immer noch einen aus analogen Zeiten herrührenden, traditionellen »Royalty Deal« (»royalties« sind die Lizenzgebühren): Danach werden diese Einnahmen im Verhältnis von 80 zu 20 zugunsten der Plattenfirmen aufgeteilt; die Musiker:innen erhalten hier gerade einmal 10,8 Prozent vom Umsatz eines Musikstreams. Zu Zeiten von Vinyl und CDs hatten diese Deals eine gewisse Berechtigung, weil die Herstellungs-, Lagerungs- und Vertriebskosten der Plattenfirmen beträchtlich waren und irgendwie finanziert werden mussten. Im Streamingzeitalter sind derartige Royalty Deals im Grunde ein Skandal und bestätigen höchstens die fragwürdige Rolle vieler Plattenfirmen, wie sie der legendäre britische Radio-DJ John Peel einmal beschrieben hat, wonach sie »zu nichts anderem da« seien, »als möglichst viel Geld zu verdienen, von dem sie den Musikern möglichst wenig abgeben«.

Die Frage, die sich Musiker:innen also vor allem stellen sollten: Welchen Vertrag habe ich eigentlich mit meiner Plattenfirma (oder mit einem Vertrieb bzw. einer Firma, die den Service anbietet, meine Musik auf Streamingplattformen einzustellen)? Das ist der Schlüssel zu einer fairen Vergütung beim Musikstreaming. It’s the labels and your contract with your label, stupid! Statt jedoch ihre Verträge mit den Plattenfirmen und Musikverlagen zu überprüfen, beklagen sich alle möglichen und unmöglichen Musiker:innen, dass sie undank der Streamingfirmen nichts mehr verdienen würden; manche von ihnen lassen sich zu einer allgemeinen, biederen Technologiefeindlichkeit hinreißen. Zurück zur Postkutsche aus Angst vor dem Verkehr…
Vollends absurd wirkt die von knapp 26.000 Musiker:innen betriebene Kampagne »Justice at Spotify«, deren Hauptforderungen lauten, dass erstens die Aufteilung der Spotify-Ausschüttungen »transparent« gemacht werden solle (sie fordern nicht etwa, was dagegen ja wirklich sinnvoll wäre, die Transparenz der Verträge von Plattenfirmen mit den Streamingdiensten auf der einen und mit den Künstler:innen auf der anderen Seite), und zweitens soll künftig nach ihrem Willen mindestens 1 Cent pro Stream an die Musiker:innen ausgezahlt werden. Mal abgesehen davon, dass man es nicht oft genug sagen kann: Die Streamingdienste zahlen keine Vergütung pro Stream! Vor allem aber: Wie soll das gehen? Wie bereits beschrieben: Die Streamingdienste zahlen knapp 70 Prozent ihrer gesamten Einnahmen an die Rechteinhaber aus. Im Grunde ist dieser ausgezahlte Anteil zu hoch und wider alle wirtschaftliche Vernunft – er ist letztlich dadurch entstanden, dass die Plattenfirmen als Inhaber der Musikaufnahmen in einer extrem starken, ja, man könnte sagen: durchaus erpresserischen Position waren, als die Streamingdienste ihre Arbeit aufnahmen. Was Spotify & Co. seinerzeit benötigten, war Musik, und die konnten sie nur von den Plattenfirmen erwerben. Die Labels konnten daher die Bedingungen diktieren – und das taten sie! Sie sorgten dafür, dass sie nicht nur einen sehr hohen Anteil der Streamingumsätze erhielten, sondern auch beträchtliche Vorauszahlungen (die die Labels natürlich keineswegs an ihre Künstler:innen weitergaben…) sowie nennenswerte Unternehmensanteile – zum Beispiel an Spotify: Die damals noch vier Majors und die in ihrer Digitalagentur Merlin zusammengeschlossenen Indies wurden im Jahr 2008 zum Nominalwert von 8.804 Euro mit zusammen 18 Prozent an Spotify beteiligt; nach dem Börsengang von Spotify zehn Jahre später hatten diese Anteile einen Marktwert von rund 2,6 Milliarden US$, die von den Plattenfirmen und von Merlin zu großen Teilen umgehend versilbert wurden…

Überdies hat Spotify seit der Gründung im Oktober 2006 noch in keinem einzigen Geschäftsjahr Geld verdient! Ganz im Gegenteil, Spotify schreibt Jahr für Jahr teilweise gigantische Verluste: Im letzten Geschäftsjahr, 2020, betrug der Verlust mehr als eine halbe Milliarde Euro. Wenn aber weder die Streamingkonzerne etwas verdienen, noch die Abermillionen von Musiker:innen, die die Inhalte herstellen, wer profitiert dann eigentlich vom Musikstreaming? Die Antwort ist einfach zu geben: Es sind die Rechteinhaber, allen voran die Plattenfirmen, die dank des Streamings wieder Riesengewinne einstreichen! Allein Weltmarktführer Universal setzt im Streaming aktuell mehr als eine Million Dollar pro Stunde um…

Hoffen wir, dass die Künstler:innen endlich erkennen, dass es unsinnig ist, das »System Spotify« zu bekämpfen, sondern es eher darum gehen muss, das »System Musikindustrie« zu verändern und die Plattenfirmen zu einer fairen und transparenten Verteilung der Streamingeinnahmen zu zwingen.

Eine längere Fassung des Beitrags findet sich unter http://versorgerin.stwst.at/autorin/berthold-seliger

---

Berthold Seliger leitet seit über 27 Jahren eine Konzertagentur und schreibt regelmäßig Beiträge u.a. für Konkret, Jungle World *und* Berliner Zeitung, *sowie auf seinem Blog unter* http://www.bseliger.de/.

Schonkost für die Ohren

Svenna Triebler knöpft sich in ihrem Text die Tendenzen zu Berieselung und Podcastisierung sowie Bestrebungen nach Durchhörbarkeit in den öffentlich-rechtlichen Kultursendern vor.

Eine biografische Bemerkung vorweg: In musikalischer Hinsicht bin ich nicht gerade das, was man eine Bildungsbürgerin nennt. In meinem Elternhaus liefen Popsender statt Bach und Beethoven, ein Instrument – abgesehen von der obligatorischen Blockflöte in der Grundschule – habe ich nie gelernt und auch aus dem Musikunterricht am Gymnasium wenig von den Grundlagen mitgenommen, die dort ohnehin eher dürftig vermittelt wurden. Oper bereitet mir ähnlich großen Genuss wie ein Zahnarztbesuch und Jazz finde ich furchtbar – rein aus Geschmacksgründen und ohne dafür Adorno bemühen zu müssen.
Eigentlich müsste ich also zu jener Zielgruppe gehören, die die öffentlich-rechtlichen Sender seit einiger Zeit mit diversen Programmreformen »zu Kulturereignissen hinführen und vorbereiten« (WDR-Programmdirektorin Valerie Weber) wollen, um einen »Generationenabriss« beim Publikum der Klassikformate zu verhindern.
Nur: Das ist den Sendern im Lauf der letzten 20 Jahre auch ganz ohne »niedrigschwellige Angebote« gelungen, als ich auf der Flucht vor dem Gedudel des Formatradios immer häufiger bei den Kultursendern landete; mit Bach-Fugen in ihrer mathematischen Schönheit als Einstiegsdroge, Sendungen wie etwa dem »Musikfeuilleton« im Deutschlandfunk für das Hintergrundwissen zu Künstlerbiografien und Musikgeschichte sowie nicht zuletzt gelegentlich sogar Sendungen, die mein Interesse für Neue Musik weckten. Alles richtig gemacht, könnte man den Sendern also attestieren.

Zugegeben, etwas betulich und hochnäsig kam das Ganze oft daher, und eigentlich wäre es ja zu begrüßen, dass man sich neuerdings auch für Menschen öffnen will, die nicht schon mit fünf Jahren von ihren Akademikereltern zum Klavierunterricht geschleppt wurden. Leider verwechselt man in den Redaktionen aber offenbar »kulturfern« mit »dumm« und entsprechend gestalten sich die Programmvorgaben.
So reicht es etwa im vom Bayerischen Rundfunk gestalteten ARD-Nachtkonzert seit einiger Zeit nicht mehr aus, die gespielten Stücke ganz altbacken mit Komponist und Interpreten anzusagen, sondern es müssen locker-flockige Anmoderationen her: »Mozart am Morgen geht immer«, heißt es dann etwa[1], kurz bevor um sechs Uhr wieder die jeweiligen regionalen ARD-Sender übernehmen. Bei NDR Kultur in meinem Sendegebiet etwa ist man offenbar der Meinung, dass die Leute um diese Uhrzeit auf gar keinen Fall etwas anderes hören wollen als flotte Walzer oder die »Morgenstimmung« aus Griegs Peer-Gynt-Suite.
Im Tagesprogramm geht es zwischen den redaktionellen Beiträgen weiter mit den größten Hits des 17., 18. und 19. Jahrhunderts, gemischt mit Filmmusik – aber bitte nichts, was man nicht schon tausendfach gehört hätte – und Neoklassik, also jenem Inbegriff von musikalischem Kitsch, der stets so klingt, als habe jemand eine künstliche Intelligenz mit möglichst eingängigen Melodiebausteinen gefüttert und beauftragt, daraus die Hintergrundmusik für ein Wellness-Center zu komponieren.

Die Quasselstrippenzieher

Etwas besser wird es am Abend, wo man eher auf ein Publikum setzt, das sich nicht nebenbei berieseln lassen will, sondern gezielt einschaltet, um sich beispielsweise auch mal eine komplette Symphonie oder den Konzertabend eines Ensembles anzuhören, das man derzeit aus bekannten Gründen leider nicht live vor Ort erleben kann.
Allerdings hat die Coronapandemie auch hier einen Trend verstärkt, der an dieser Stelle als Podcastisierung bezeichnet werden soll: Als ob es nicht schon anstrengend genug wäre, dass mittlerweile jeder (das Maskulinum ist in diesem Fall nicht generisch zu verstehen), der über hinlänglich geeignetes Aufnahmeequipment verfügt, seine mehr oder minder geistreichen Unterhaltungen mit dem besten Kumpel aufzeichnet und ins Internet stellt, hat inzwischen auch das Radio das Format »Reden über Gott und die Welt« für sich entdeckt.
Und so reicht es für klassische Musiker*innen mittlerweile nicht mehr aus, ihr Instrument zu beherrschen, nein, sie müssen auch bereit sein, zwischen zwei Stücken zu erzählen, wie sich die Coronakrise auf ihr Leben auswirkt, wer ihr Lieblingskomponist ist und wie es dem Familienhund geht[2]. Hauptsache, nicht zu sehr in die Tiefe des Werks einsteigen, dessentwegen die Hörer*innen das Radio eigentlich eingeschaltet haben – dafür aber immer an den persönlichen Touch, das junge Publikum und natürlich die Emotionen denken. »Für welche Emotion steht Tschaikowsky für dich?« heißt es da etwa, oder auch: »Beschreibe deinen Klavierpartner mit drei Hashtags.« Das Sympathischste an derlei Dampfplauderei ist immer noch, wenn sich die solcherart Vollgelaberten anmerken lassen, wie unangenehm ihnen diese Pflichtübung ist.

Das ist nicht notwendigerweise die Schuld der Moderierenden: Wie sehr die Menschen am Mikrofon an die Vorgaben aus der Chefetage gebunden sind – und was zumindest einige von ihnen davon halten –, zeigt das Beispiel von Michael Stegemann, der im März dieses Jahres live »on air« seinen Abschied als Moderator der WDR-3-Sendung »Klassik Forum« ankündigte. Er fühle sich »wie ein Eisbär auf einer dahinschmelzenden



Bild: Jaime Santoyo (CC BY-NC-SA 2.0)

Niederschwelliges, aber zweifelhaftes Angebot, um den Generationenabriss zu verhindern.

Scholle«, erklärte der Musikwissenschaftler, der 34 Jahre lang für die Sendung tätig war. Zwei Wochen zuvor war bereits sein Kollege Kalle Burmester gegangen.
Im Interview mit der Musikzeitschrift »Van« wurde Stegemann noch einmal deutlicher: »Ausgehend von einer Hörerbefragung […] wurden Direktiven entwickelt, die von ganz oben […] an die WDR 3-Welle-Leitung, die Teamleitung Musik aktuell, die ›Klassik Forum‹-Redaktion und die Moderatoren weitergegeben wurden. Die Inhalte dieser Vorgaben und die Entwicklung insgesamt halte ich für eine Katastrophe.« Konkreter: »Der bisherige Moderationsstil sei viel zu lang, wir seien in der Voraussetzung von Vorkenntnissen viel zu anspruchsvoll, Begriffe wie Libretto oder Hammerflügel müssten wir immer erklären, weil sie keiner kenne. […] Musik wird als ›Emotion pur‹ definiert und soll als solche von uns vermittelt werden: viel mehr von sich selbst erzählen, viel mehr Anekdotisches, viel mehr leichtes Mitnehmen auf einen Rezeptionsweg des ‚Easy Listening'. Es soll alles vermieden werden, was irgendjemanden ‚abschrecken' könnte, WDR 3 zu hören.«
(Wohlgemerkt, die Rede ist von ebenjenem WDR, in dessen Studio für Elektronische Musik seinerzeit ein Karlheinz Stockhausen vor sich hinexperimentieren konnte, ohne dass ihn jemand ermahnt hätte, doch bitte mal Rücksicht auf das Massenpublikum zu nehmen. Lange ist's her.)

Klassik und Klasse

Insgesamt ist das sehr ausführliche Interview eine Abrechnung mit allem, was in den Kultursendern falsch läuft – von der Vorgabe, doch lieber Abstand von allen Formen von Gesang zu nehmen, weil die Leute das laut der erwähnten Befragung nicht hören wollen, bis hin zur Gängelung der Moderierenden.[3] Als besonders erhellend sei an dieser Stelle nur noch erwähnt, wie sich Stegemanns Vorgesetzte die anvisierte Zielgruppe vorstellen: »Als Idealtypus wurde uns auch mehrfach die ‚Tchibo-Hausfrau' genannt, oder ‚der Metzger, der abends im Konzert sitzt, aber keine Kenntnis von Musik hat'.«
Daraus spricht zugleich eine Verachtung des Bildungsbürgertums als auch die als Rücksichtnahme getarnte Geringschätzung der »einfachen Leute«, denen man offenbar nicht zutraut, sich auf Ungewohntes einzulassen und sich musikalisch weiterzubilden. Was wiederum auf die gesellschaftlichen Prozesse verweist, vor deren Hintergrund sich die geschilderte Verflachung vollzieht. Schließlich ist die Ablehnung der vermeintlichen Eliten – womit letztlich stets Intellektuelle gemeint sind, ob diese nun eine Professur innehaben oder dem freiberuflichen Prekariat angehören – gepaart mit dem Verweis auf die »kleinen Leute« (die zufällig immer genau dort »abgeholt werden« sollen, wo diejenigen politisch stehen, die sich zu ihren Fürsprecher*innen aufschwingen) ein gemeinsames Kennzeichen der reaktionären Kräfte rund um den Globus, von den Trumpisten bis zu Sahra Wagenknecht.
Auch die Spitzenkandidatin der NRW-Linkspartei (die deren Umfragewerte nicht gerade beflügelt) imaginiert bekanntlich ein Proletariat, dem Dinge wie Gendersternchen oder Rücksichtnahme auf Minderheiten nicht vermittelbar seien. Dass den unteren Schichten auch migrantische, queere, feministische oder schlicht Menschen angehören, die ihre Ressentiments nicht teilen, passt ebenso wenig in ihr Weltbild wie in die Köpfe von Hörfunkintendant*innen die Vorstellung, dass sich beispielsweise eine Supermarktkassiererin für Neue Musik begeistern könnte. Ohne Frage gibt es soziokulturell bedingte Unterschiede auch in Geschmacksfragen – aber eigentlich wäre es ja Aufgabe der Öffentlich-Rechtlichen, allen Bevölkerungsteilen Lust auch auf Ungewohntes zu machen, statt herablassend zu begründen, warum man den Pöbel mit Schonkost für die Ohren abspeist. Man kann Leute eben nicht an etwas »heranführen«, das man ihnen dann gar nicht bietet. Dabei heißt es doch eigentlich Bildungs- und nicht Berieselungsauftrag.

McMozart

Das soll niemandem das Recht absprechen, sich berieseln zu lassen – so wie ja auch an Fastfood nichts grundsätzlich Verwerfliches ist; man möchte es bloß nicht jeden Tag essen. Auch ich höre ja durchaus gerne Popmusik[4] und gestehe zu meiner Schande, dass ich, wenn mir Deutschlandfunk und NDR Kultur nur die Wahl zwischen Jazz und Oper lassen, sogar schon mal – so lange ich es aushalte – zu Klassik Radio flüchte, jenem Privatsender für das anspruchslose Publikum mit Distinktionsbedürfnis, dessen gnadenlos auf Durchhörbarkeit optimiertes Programm einen Vorgeschmack darauf gibt, wohin sich die öffentlich-rechtlichen Sender bewegen. Auch sind die Zeiten zum Glück vorbei, in denen Klassik etwas war, das man gefälligst stocksteif lauschend in unbequemer Abendkleidung zu konsumieren hatte, und überhaupt könnte die sehr deutsche Unterscheidung zwischen U- und E-Musik, die ja wiederum ein Ausdruck der kulturellen Klassengesellschaft ist, eigentlich langsam mal überwunden werden. Diese Trennung wird allerdings nicht dadurch dialektisch aufgehoben, dass man den Hörer*innen nichts zumuten will, was über die abgenudeltsten Mozart-Hits und das Star-Wars-Theme hinausgeht. Vielleicht aber, indem man statt auf den kleinsten gemeinsamen Nenner auf eine Vielfalt setzt, die sowohl Gelegenheitshörer*innen als auch einem Nischenpublikum etwas zu bieten hat – und vor allem neugierig auf mehr macht. Ganz im Sinne des 2015 verstorbenen langjährigen Leiters des Klassik Forums von WDR 3, Hans Winking, den Michael Stegemann in dem erwähnten Interview zitiert: »Jede Hörerin und jeder Hörer des öffentlich-rechtlichen Rundfunks hat Anspruch darauf, wenigstens einmal am Tag überfordert zu werden.« Man wird ja noch träumen dürfen.

---

[1] Gelegentlich führt das gedankenlose Geplapper auch zu ernsthaften Entgleisungen: »Seine jüdische Herkunft zwang Paul Dessau zur Emigration«, sprach jüngst die Moderation ins Mikrofon, offenbar auf der Suche nach einer Formulierung, die dem Publikum nicht das hässliche Wort »Nazis« zumutet.
[2] Darstellung nur leicht übertrieben
[3] online nachzulesen unter *https://van-magazin.de/mag/michael-stegemann/*
[4] Ich habe allerdings auch das Glück, mit dem Hamburger Sender 917XFM ein Programm zu empfangen, das sich positiv vom typischen Formatradio abhebt und abends zudem die Sendungen des von engagierten Musikredakteur*innen gestalteten, spendenfinanzierten *Byte FM* übernimmt. Vielleicht sollte man statt zwischen U- und E- lieber zwischen langweiliger und interessanter Musik unterscheiden.

Svenna Triebler lebt in Hamburg und schreibt für die Zeitschriften Konkret *und* Jungle World.

Hinschauen lernen im Algenwald

Anna-Sophie Schönfelder macht sich Gedanken zum Film »My Octopus Teacher«.

Tierdokumentationen sind etwas für den Abend nach einem anstrengenden Tag. Zu jeder Bildeinstellung werden die passenden Informationen über Jahreszyklus und Verhalten des tierischen Protagonisten geliefert, als handelte es sich um die Verfilmung eines Lehrbuchs der Biologie. Das Wissen ist schon da, nun wird es unterhaltsam aufbereitet. Die Highlights des Edutainments bestehen aus Superlativen über Kraft, Ausdauer oder Lebensraum des Geschöpfs, vielleicht darf man sich auch an seiner Niedlichkeit erfreuen oder an seiner Paarung. Nicht so bei der Dokumentation *My Octopus Teacher* von Pippa Ehrlich, Craig Foster und James Reed. Der Film nimmt die Zuschauerin mit auf eine Entdeckungsreise, die durch keine Hypothese initiiert, sondern von ausdauernder und genauer Beobachtung vorangetrieben wird. Das Staunen über die Wunder der Natur wird hier nicht erzeugt – es wird reflektiert. Deshalb bleibt es auch nicht auf die Natur beschränkt.

Im Mittelpunkt des Films steht ein wirbelloser Kopffüßer, der den Grund flacher und halbtiefer Meereszonen bewohnt: *Octopus vulgaris*. Da der Oktopus – ähnlich wie seine nahen Verwandten: Schnecken oder Muscheln – seinen weichen Körper vor Angriffen schützen muss, hat er Tarnung und Wundheilung perfektioniert. Diese faszinierenden Fähigkeiten setzt der Film in Szene, doch lässt er sie geradezu unaufregend erscheinen gegenüber der Weise, wie der Oktopus durch seine Neugier und seine Spontaneität die Grenzen des Instinkts überschreitet. In seinen Kopf, besser gesagt: in sein dezentrales Nervensystem, würde man gerne hineinschauen, um zu begreifen, wie er zu Handlungen in der Lage ist, die nicht unmittelbar dem Selbsterhalt dienen. Etwa zu solchen, mit denen er einem Individuum einer anderen Artengruppe sein Vertrauen beweist. Bei dem Taucher und Dokumentarfilmer Craig Foster lenkt der Versuch, dort hineinzuschauen, den Blick vor allem auf das eigene Leben. Und zwar nicht in dem abgegriffenen Sinn, sich von einem tierischen Multitalent an die Mangelhaftigkeit der körperlichen Ausstattung des Menschen erinnert zu sehen, oder daran, dass die Zivilisation des Homo sapiens sich zu weit von der Natur entfernt habe. Die Begegnung zwischen zweien, die sich gegenseitig als Individuen erkennen, ohne sich zu verstehen, regt das Nachdenken über das ganz Persönliche an, insbesondere über die eigenen Beziehungen zu anderen Menschen.

In einer krisenhaften Lebensphase, so die Story, hatte Foster begonnen, bei Kapstadt in den ufernahen Algenwäldern des Südatlantik zu tauchen. Zunächst versuchte er dort nur, zur Besinnung zu kommen. Bald ist es gerade diese ziellose Bewegung, die ihn den Besonderheiten der Unterwasserwelt näher bringt, als es eine planvolle Suche wahrscheinlich vermocht hätte. Von dem Oktopusweibchen, das er dort beobachtet und bald regelmäßig aufgesucht hat, spricht er im Film nur als »sie«. Damit scheint er bedeuten zu wollen, dass es sich um eine Vertraute handelt. Aus so mancher Naturdokumentation kennt man ähnliches: Die wilde Kreatur bekommt einen putzigen Namen verpasst, als verfüge der menschliche »Entdecker« über sie, oder als könne er sich gar ihrer »Freundschaft« gewiss sein. Solche Klippen einer allzu gewollten Unmittelbarkeit umschiffen die Filmemacher*innen allerdings gezielt.

Indem Foster von der Kreatur in der weiblichen dritten Person spricht, unterstreicht er, dass er sie als Expertin für ihre eigene Umwelt weiß, und dass es keineswegs selbstverständlich ist, dass sie ihn daran Anteil nehmen lässt. »Sie« wird als Lehrerin geschätzt, die den Menschen beim Sehen-Lernen begleitet, nicht als Beweis dafür verklärt, dass Naturverbundenheit durch Erweckungserlebnisse zu haben sei.

Ein tierisches Individuum gewährt einem menschlichen Individuum Einblick in seine Lebensweise – diese Erzählung liest sich auch wie ein Plädoyer für eine spezifische Forschungshaltung, nämlich für das sehr genaue Hinschauen. Und dafür braucht es zuallererst Zeit. Trotz des Zwangs, verwertbare Arbeit leisten zu müssen, durchstreiften Foster und Ehrlich über anderthalb Jahre fast täglich den Algenwald, lange Zeit ohne zu wissen, ob sie dabei irgendetwas produzieren würden. Wer den kapitalistischen Wissenschaftsbetrieb kennt, weiß, was es kostet, sich dem herrschenden Effizienzdruck zu entziehen. Ist man aber bereit, sich so ausdauernd einem Gegenstand zuzuwenden, wird man damit belohnt, dessen Veränderungen zu erleben. Diese Beobachtung ist kaum spektakulär genug, um der scientific community als großer Fund serviert zu werden. Aber sie kann atemberaubend sein. Das ist es, was Foster und Co. erzählen wollen. Deshalb erfährt man auch nur mittels zusätzlicher Recherche, dass sie während ihrer Tauchgänge nebenbei acht bisher unbekannte Krabbenarten identifizierten. Weiteres Material für ihren Film fanden sie hingegen in Reflexionen über eine zweite Voraussetzung des genauen Hinschauens: Bescheidenheit. Damit ist kein vorauseilender Zweifel an der eigenen Erkenntnisfähigkeit gemeint, sondern der Versuch, dem Gegenstand nicht rein instrumentell zu begegnen. So legt die Story des Films nahe, dass man sich leichter auf die Eigenheiten eines anderen einlassen kann, wenn man sich – möglicherweise schmerzlich – gewahr geworden ist, nicht alles unter Kontrolle zu haben. Und drittens erzählt der Film davon, dass genaues Hinschauen Übungssache ist. Weil der Blick fürs Detail sich erst entwickeln muss, kann die erste überfliegende Beobachtung nicht das letzte Wort behalten. An dieser Stelle ergibt auch der Exkurs zu einer von Fosters früheren Dokumentationen über die Jäger der San in der Kalahari-Wüste schließlich Sinn. Seine Erinnerung daran, wie er die San beim Lesen der Fährten ihrer Beutetiere beobachtet hatte, mutet zu Beginn des Films noch hippie-ethnologisch an. Schließlich aber fügt sie sich in die Erzählung über das Hinschauenlernen ein. Denn gerade ein Tier, dessen Leben ein reines Versteckspiel ist, sieht man meistens nur, wenn man herausgefunden hat, welche Spuren es hinterlässt.



Suchbild mit Muscheln und Oktopus

Es ist diese geballte Ladung Achtsamkeit, derentwegen *My Octopus Teacher* um ein Haar in eine esoterische »Eins-mit-dem-Kosmos«-Geschichte hätte abrutschen können. Das verhindern die Filmemacher*innen jedoch, indem sie den Abgleich der eigenen Beobachtungen mit vorhandenen Erkenntnissen biologischer Forschung als notwendigen Bestandteil des Naturerlebnisses behandeln. Dazu gehört auch das Eingestehen ungeklärter Fragen, anstatt die Rolle des Eingeweihten dafür auszunutzen, schön klingende Vermutungen als Gewissheiten auszugeben, wie es in vielen Tierfilmen üblich ist. Und dazu gehört das Abschweifen zu Themen, die streng genommen dem Forschungsgegenstand äußerlich sind. Gedankliche Abzweigungen und Assoziationen begleiten nun einmal jeden Forschungsprozess. Das halten die Filmemacher*innen nicht zugunsten einer vermeintlich gebotenen Stringenz aus der Erzählung heraus. Im Gegenteil ist Fosters Nachdenken über Burnout, Vaterschaft, berauschende körpereigene Botenstoffe oder das Fährtenlesen genauso Teil seiner Entdeckungsreise, wie es der Lernprozess über das maritime Ökosystem ist. Dass dieses unbedingt zu schützen ist, wird im Film übrigens nicht explizit gefordert. Offenbar war allen Beteiligten klar, dass die Einsicht sich mit jeder Szene unweigerlich aufdrängt.

Noch eine weitere Entscheidung der Filmemacher*innen sorgt dafür, dass *My Octopus Teacher* nicht zur verträumten »Eins-mit-dem-Kosmos«-Geschichte wird. Das Mitgefühl, das der Mensch bei der Annäherung an die Kreatur empfindet, wird zum Anlass genommen, sich der eigenen Naturhaftigkeit bewusst zu werden. Diese begründet der Film keineswegs mit holistischen Imaginationen, sondern er verortet sie in Momenten der Angst, im Nähebedürfnis und im Wissen um die eigene Verletzlichkeit. Aus dem Bewusstsein, dass die Faszination für das Tauchen einen noch lange nicht zum Unterwasserwesen macht, schöpft er sogar eine seiner fesselndsten Szenen: Während Foster den lebensbedrohlichen Angriff eines Pyjamahais auf den Oktopus beobachtet, muss er irgendwann hektisch auftauchen, weil ihm die Puste ausgeht. Als er mit frisch gefüllten Lungen wieder in der Tiefe angelangt ist, hat der Kampf der beiden Tiere eine unglaubliche Wendung genommen. Wer körperlich dafür ausgestattet ist, seinen Sauerstoff ausschließlich aus der Luft zu filtern, verpasst eben das Entscheidende, weil er im Meer allenfalls Besucher sein kann.

An diesem entscheidenden Wendepunkt stößt der Film Überlegungen über kein geringeres Thema als das Wesen der Intelligenz an. Ein Oktopus bedient sich der Geometrie, verfügt über ein hohes räumliches Vorstellungsvermögen, kann Widersacher und Beute auf immer neue Weisen täuschen, benutzt Objekte und die umgebende Landschaft als Werkzeuge, ist zu geplanten Handlungen ebenso fähig, wie zu spontanen, schöpft aus einer detaillierten Erinnerung, und wenn es nichts zu Jagen oder zu Entfliehen gibt, dann spielt er. Was uns Menschen zu intelligenten Wesen gemacht hat, ist unser Sozialleben. Durch den Austausch mit anderen, sei es in Beziehungen der Herrschaft, des Zwangs oder der Freiwilligkeit, konnten unsere Vorfahren ihre Fähigkeiten weiter entwickeln. Das unterscheidet den Weg, auf dem sich Intelligenz bei komplexen Säugetieren herausgebildet hat, grundsätzlich von demjenigen der wirbellosen Kopffüßer. Hier ist es nämlich gerade die Einsamkeit – Oktopoden sind Einzelgänger –, die es erforderlich machte, sich ein enormes Spektrum an Fertigkeiten zuzulegen. Wer Rückendeckung weder durch Artgenossen noch durch eine schützende Schale erhält, weder Sprinter noch riesiges Fressmaul ist, muss eben alle anderen überlisten. Dabei helfen einem Oktopus natürlich die großteils selbstregulierenden Pigmentzellen in seiner Haut, auch Chromatophoren genannt. Doch mindestens ebenso wichtig sind die Tricks und Kniffe, die er in den wenigen Monaten seines Lebens ausprobiert und erlernt, ohne dafür je ein Vorbild zu haben. Die Beobachtung eines Tieres, das abwägen muss, was es als nächstes tut, regt ganz andere Gedanken an, als diejenige eines Tieres, das sich aufgrund von Instinkt, körperlicher Spezialisierung und Jahreszeitenwechsel ziemlich vorhersehbar verhält. Ist eine etwa von den Meisen und Rotkehlchen vor dem Fenster entzückt, wie es übrigens auch Rosa Luxemburg war, dann kann sie es in der beruhigenden Annahme sein, dass diese hübschen Geschöpfe sich keinen Kopf machen und trotzdem klarkommen. Schaut man hingegen einem Oktopus zu, häufen sich Fragen über Fragen. Was muss da drinnen alles los sein? Was weiß er eigentlich über mich? Und ist das das selbe, was ich über mich weiß? *My Octopus Teacher* handelt davon, dass Selbstreflexion etwas ist, was man selbst machen muss. Man braucht dafür aber Anlässe.

Nachsatz:

Seitdem diese Rezension Anfang Februar 2021 verfasst wurde, ist *My Octopus Teacher* aufgrund der Oscar-Auszeichnung viel besprochen worden. Der Film erhielt zahlreiche weitere Preise, die insbesondere das Storytelling würdigen. Dagegen weisen Kritiker*innen auf die Dissonanz zwischen Kameraperspektive und Lonely-Diver-Story hin, die den Aufnahmeprozess ästhetisch verschleiere. Auf der Suche nach Beispielen dafür, dass jede Inszenierung von »Authentizität« scheitern muss, wird man tatsächlich auch in *My Octopus Teacher* fündig. Jedoch relativiert das nicht die erzählerische Stärke des Films. Sie besteht gerade darin, die Mensch-Natur-Beziehung als etwas Herzustellendes zu zeigen.

My Octopus Teacher, Südafrika 2020, 85 Min., Regie: Pippa Ehrlich und James Reed, Produktion: Ellen Windemuth. (Netflix Original)

Anna-Sophie Schönfelder lebt in Hamburg und hat vor, sich im Wasser irgendwann einmal ebenso sicher bewegen zu können wie an Land. Zuletzt hat sie gemeinsam mit Matthias Bohlender und Matthias Spekker das Buch »Wahrheit und Revolution. Studien zur Grundproblematik der Marx'schen Gesellschaftskritik« veröffentlicht.

Geistesgegenwart als Prinzip

Über den Philosophen Klaus Heinrich und die Herausgabe seines Gesamtwerks schreibt *Klaus Thörner.*

Am 23. November 2020 verstarb der Berliner Philosoph, Psychologe, Religions- und Literaturwissenschaftler Klaus Heinrich im Alter von 93 Jahren. Ein Jahr zuvor hatte sich der bei seinen Studierenden an der Freien Universität Berlin äußerst beliebte Professor mit dem Freiburger ça-ira-Verlag auf die Herausgabe seines Gesamtwerks verständigt. Lieferbar sind nun u. a. die berühmten Dahlemer Vorlesungen, die er stets völlig frei und in Bewegung hielt. Immer waren sie unterhaltsam und gleichzeitig von höchstem Anspruch.[1] Er denkwandelte und hielt Vorlesungen über alles, was ihn interessierte. Er ging nie schnurstracks auf eine Antwort los. Vielmehr brachte er immer neue Beispiele, um die Ausgangsfrage zu präzisieren, andere Blickwinkel zu erproben und weitere Kontexte zu erschließen. Er verfügte über ein eidetisches Gedächtnis und konnte seitenweise Passagen gelesener Literatur zitieren. Unvergesslich die helle, körperhafte Stimme des kleinen, alterslosen Mannes, eines wirklichen philosophischen Lehrers, unvergesslich der mäandernde Diskurs, der die Begriffe für das Begreifen öffnete, der den Triebgrund in jeder Abstraktion sichtbar zu machen verstand, der den Mythos reden ließ. Was er über Sokrates sagte, gilt ebenso für ihn: »Er trug keine Lehre in sich, er verkörperte sie.«[2] Er war unübertroffen als philosophischer Redner, der mit klugen und jederzeit inspirierenden Deutungen zu Betrachtungen der entlegensten Materialien einlud.[3] Seine frei gesprochenen Vorträge erscheinen jetzt, reich versehen mit Kommentaren und Erläuterungen, auf der Basis von Mitschriften.

Die bleibende Aktualität seines Denkens entspringt einer Aura der Präsenz, die Geistesgegenwart zum Prinzip erhob. Wer seine Texte liest, gerät in den Sog einer Gelehrsamkeit, die in der heutigen Universität kaum noch erfahrbar ist. Seine besondere Art materialistischer Kritik schließt Kunst und Architektur ebenso ein, wie Philosophie und Psychoanalyse, deren Weiterentwicklung dem Gelehrten ein großes Anliegen war. Es war Freuds Theorie von der Wiederkehr des Verdrängten im Verdrängendem, die ihn zu der Einsicht brachte, dass die Religion als das eigentlich Verdrängte der Philosophie anzusehen sei. Durch die Freilegung verdrängter Gehalte versuchte er logische, theologische und ästhetische Formen noch in ihrer abstraktesten Gestalt als sedimentierte geschichtliche Inhalte zu lesen; prekäre Versuche, die Angst vor äußerer Bedrohung und innerer Zerrissenheit durch Verschiebung und Stillstellung abzuwehren und zu bewältigen. Als Leitmotiv galt ihm die Überzeugung: »Nichts, woran sie sich erinnern können, ist vorbei.« Wenn Klaus Heinrich sich erinnerte, erzählte, assoziierte, entfaltete und verdichtete, wurden einige Stationen seines Lebens erkennbar. Geboren 1927 in Berlin, wurde er im Alter von 15 Jahren als Luftwaffenhelfer eingezogen. 1943 überlebte er ein Verfahren wegen Wehrkraftzersetzung und Defätismus. Ab dem Wintersemester 1945/46 studierte er an der heutigen Humboldt-Universität in Ostberlin Jura, Philosophie, Psychologie, Theologie, Kunst- und Literaturgeschichte. Doch nach einem improvisierten Vortrag zur Verteidigung Sartres gegen stalinistische Kritik wurde er denunziert. Dies veranlasste ihn, 1948 in Westberlin an der Gründung der Freien Universität mitzuwirken. Auf die Promotion in Philosophie 1952 folgte 1964 die Habilitation über die Schwierigkeit, nein zu sagen. 1968 wurde Klaus Heinrich Direktor des Religionswissenschaftlichen Instituts der FU. Nach seiner Emeritierung im Jahr 1995 ernannte ihn die Deutsche Psychoanalytische Vereinigung zum Ehrenmitglied. 2002 erhielt er den Sigmund-Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa der Deutschen Akademie für Sprache und Prosa. Es ist unverständlich, warum sein Werk bis heute kaum rezipiert wurde. Seine Vorlesungen zum Transzendentalen und dem diesen widerstreitenden und widerstehenden Subjekt berühren wesentliche Fragen zeitgemäßer Philosophie. Sein darin manifestierter Materialismus orientiert sich sowohl an der Kritik der politischen Ökonomie als an der Kritischen Theorie und gibt diesen wichtige Impulse. Klaus Heinrich verhandelte immer auch die politischen und sozialen Konflikte der BRD, in denen er das wiederkehrende Verdrängte des Nationalsozialismus erkannte. In klassischen Konstellationen der Philosophie ging er den Operationen der Verdrängung und den Spuren des Wiederauftauchens des Verdrängten nach. Ihm gelangen Assoziationen, die bis ins Unbewusste reichen. »Seine Sprachmacht, seine Kraft des Zur-Sprache-Bringens folgt jenem Imperativ der Vernunft, die nicht ablässt, Widriges bewusst zu machen.«[4]

Unter dem Titel »wie eine religion der anderen die wahrheit wegnimmt« ist 2020 das erste Bändchen des Gesamtwerks bei ça ira mit drei erhellenden Essays aus den vergangenen vierzig Jahren erschienen. Im ersten geht Heinrich der verhängnisvollen Rezeptionsgeschichte des Johannes-Evangeliums nach, das er als antijüdischste Schrift des Neuen Testamentes bezeichnet. Dabei macht er darauf aufmerksam, dass bereits die Rede von Altem und Neuem Testament anstatt von Talmud und Thora einerseits und christlicher Bibel andererseits auf die Geburt des Antijudaismus an der Wiege des Christentums verweist. Das Mosaische Gesetz diffamiert das Johannes-Evangelium als »ohne Wahrheit und gnadenlos« – für Heinrich ein erster Aufruf zum Pogrom. Die nicht an Jesus Christus glauben und sich dennoch auf Abraham und den Vatergott berufen, das heißt: die Juden, gelten, wie besonders Martin Luther nicht müde wurde zu betonen, als Kinder des Teufels. In einer Projektion gilt dem Johannes-Evangelium nicht das Christentum als Abfall vom Judentum, sondern letzteres als Abfall vom Christentum, da es, wie Luther immer wieder insistierte, die angebliche Prophezeiung des christlichen Messias im Alten Testament nicht anerkennt. Klaus Heinrich resümiert treffend: »Keine Schrift des Neuen Testaments hat eine so haltlose Situation geschaffen, die bis heute die unsere ist.« Dem Johannes-Evangelium setzt er die aufklärerische Rolle von Thora und Talmud für den menschlichen Fortschritt der Neuzeit entgegen: Ohne die jüdischen Propheten keine Sozialkritik, ohne das jüdische Bündnisdenken keine Lehre vom Gesellschaftsvertrag und »ohne sie ein stoischer Geistbegriff mit gravierenden Folgen für Demokratie und Naturrecht.«

Im zweiten Essay setzt sich der Universalgelehrte mit aktuellen Formen fernöstlicher Meditation und Askese auseinander. Mit »aktuell« fasst er dabei nicht nur das Hier und Jetzt, sondern die Jahrzehnte nach dem Nationalsozialismus. Er weist darauf hin, dass viele Deutsche, aus Enttäuschung über ihre gescheiterten »Vernichtungsunternehmungen«, sich in Formen der fernöstlichen Meditation flüchteten und flüchten, ein ähnliches Phänomen und Syndrom wie die Identifikation der deutschen Linken mit den »Verdammten dieser Erde« in der Dritten Welt seit den sechziger Jahren. Den Beginn dieser psychischen deutschen Fluchtwege aus der Verantwortung setzt Heinrich noch früher an: »Schon im Krieg, so lehren uns Heideggers diesbezügliche Traktate, setzte das Entlastungsunternehmen ein, dem Meditierenden versinkt die Gegend in der die Gasöfen stehen.« Seitdem suchen viele ihr Heil in Yoga, Tai Chi, Qi Gong, Zen-Buddhismus und anderen Spielarten der Esoterik, wie es nicht zuletzt die aktuelle Querdenker-Bewegung zeigt.

Im dritten Essay macht Klaus Heinrich darauf aufmerksam, dass die deutschen Fluchtwege aus der Verantwortung mit der Erzeugung eines heimeligen Wohlgefühls, in dem jederzeit das Ressentiment lauert, korrespondiert. Ausgedrückt findet er dieses unheimliche Gefühl in dem unübersetzbaren deutschen Wort Gemütlichkeit. Er sieht in ihm den Inbegriff »bequemen Spießbürgertums«, ein Resultat des vom Protestantismus ausgelösten Prozesses deutscher Verinnerlichung. Die Gemütlichkeit beinhaltet für ihn stets eine soziale Drohung, denn sie kann jederzeit in Gewalt umschlagen. Wenn es für die Deutschen »ungemütlich« wird, müssen sich ihre potentiellen Opfer immer auf einen Ausbruch ihrer Brutalität gefasst machen. Die Gemütlichkeit steht, so Heinrich, für »das Spießgesellige, das Sich fallen lassen auf Zeit der in gemeinsamen Aktionen Verstrickten.« Erklingt das deutsche Volkslied »Ein Prosit, ein Prosit der Gemütlichkeit«, muss dies als Alarmsignal gewertet werden, als Aufruf zur öffentlichen Bandenbildung aus dem Schoß der Volksgemeinschaft. Das jederzeit mögliche Umschlagen von Gemütlichkeit in Brutalität korreliert laut Heinrich mit der Bandenfaszination, deren Ursprung er zurecht weit vor dem Nationalsozialismus datiert, in den bücherverbrennenden studentischen Banden auf dem Wartburgfest, den schlagenden Verbindungen des Wilhelminismus und den marodierenden Freikorps bei der Niederschlagung der Novemberrevolution. Gemütlichkeit und Brutalität sind die psychischen Determinanten des Bandenlebens. Gemütlich im Fernsehsessel beteiligt sich der Deutsche gerne an der Jagd auf Räuberbanden, sei es auf fiktive im Tatort oder auf reale bei Aktenzeichen XY oder Vorsicht Falle. Aus der Roten Armee Fraktion wurde vor diesem Hintergrund in den 70er Jahren im Volksmund die »Baader-Meinhof-Bande«. In seiner tiefgehenden Verbindung von Sprach- und Psychoanalyse führt uns Klaus Heinrich zu wichtigen Erkenntnissen. In Frage zu stellen ist allein seine Quintessenz am Ende des dritten Essays. Wenn er fordert, das kollektive psychische Bedürfnis der Bandenfaszination mit ihrer Implikation von Gemütlichkeit und Brutalität in nicht potentiell-mörderische Formen zu transformieren und dies »mit einer Neuformulierung von Arbeitsprozessen menschlicher Tätigkeit sans phrase Hand in Hand gehen« müsse, übersieht er, dass der deutsche Arbeitsbegriff eine mindestens ebenso verhängnisvolle Geschichte wie das Wort »Gemütlichkeit« hat und in die mörderische Parole »Arbeit macht frei« mündete.

Treffend charakterisierte der Berliner Philosoph dagegen das deutsche Dasein als »ewige, realitätsentleerte Frontkämpferhaltung«, die den philosophischen Ausdruck in Heideggers »Sein zum Tod« fand. 2021 wird Heinrichs Vorlesung zu Heidegger erscheinen, die neben dem »Jargon der Eigentlichkeit« von Theodor W. Adorno unverzichtbar für die Kritik an Heidegger und an der an Heidegger anknüpfenden Postmoderne ist. Für Heinrich zeichnete sich schon früh an den Begriffen von Heidegger dessen Kollaboration mit dem Nationalsozialismus ab. Die Tendenz der deutschen Philosophie nach 1945, Heideggers »Geschick des Seins« zum außerordentlichen Gegenstand des Interesses zu machen, nahm Klaus Heinrich zum Anlass, den Verdrängungsbemühungen deutscher Intellektueller entgegenzuwirken. Als sich die Gründer der FU 1967 in einer Erklärung gegen die Rebellion ihrer Nachfolger*innen wandten und sie dazu aufriefen, die Trennung zwischen dem Staats- und dem Universitätsbürger zu wahren, verweigerte Heinrich als einziger Ehemaliger seine Unterschrift und kritisierte seine früheren Weggefährten: »Das Unvermögen unserer Universität sich zu ändern, ist das gleiche Unvermögen, dass sie 1933 nicht widerstehen ließ.«[5] Exemplarisch für weitere Schriften Klaus Heinrichs, auf die wir gespannt sein können, stehen die Titel »Anfangen mit Freud«, »Festhalten an Freud«, »Dämonen beschwören – Katastrophen auslachen« und »Der Gesellschaft ein Bewusstsein ihrer selbst zu geben«. Es gibt noch vieles Spannendes und Erhellendes in seinem Gesamtwerk zu entdecken.

---

[1] Vgl. Caroline Neubauer, Gehend denken, *Der Tagesspiegel*, 23.9.2017.

[2] Klaus Hartung, Sokrates in Berlin. *Die Zeit*, 24.10.2002.

[3] Vgl. Ralf Kaesmann, Streut Blumen! Zeus ist zurückgekommen, *FAZ*, 9.6.2000.

[4] Klaus Hartung, *Die Zeit*, 24.10.2002.

[5] zit. n. Doris Akrap, Der Religionswissenschaftler Klaus Heinrich, *Jungle World*, 27.11.2002.

Klaus Thörner, Dipl.Pädagoge und Sozialwissenschaftler, schreibt für die sans phrase *und die* Jungle World. *Im Herbst erscheint sein neues Buch:* Deutscher Arbeitswahn und Judenhass von Luther bis Hitler *im ca ira-Verlag.*

Propaganda als umgekehrte Psychoanalyse

Till Schmidt porträtiert den Philosophen Leo Löwenthal, dessen Geburtstag sich 2020 zum 120sten Mal jährte. Seine Studie »Falsche Propheten« wurde nun neu aufgelegt.

Leo Löwenthal galt lange Zeit als Geheimtipp für an Kritischer Theorie Interessierte. Das sicherlich auch wegen seiner Ko-Autorenschaft bei den ersten drei Thesen der »Elemente des Antisemitismus«, die Adorno und Horkheimer im Vorwort der *Dialektik der Aufklärung* (1947) kurz erwähnten. Gerade Löwenthals Studie zu den Propagandatechniken US-amerikanischer Agitatoren der Zwischenkriegszeit erfuhr in den letzten Jahren verstärkte Aufmerksamkeit. Regelmäßig wurde dabei argumentiert, seine Untersuchung könne auch die Analyse des Rechtspopulismus dieser Tage erhellen.

Prophets of Deceit erschien erstmals 1949. Die Untersuchung war Teil der fünfbändigen Serie *Studies in Prejudice* des in die USA emigrierten Instituts fürs Sozialforschung (IfS), zu der auch die berühmten *Studien zum autoritären Charakter* (1950) gehörten. Erst 1982 wurde *Falsche Propheten* vollständig in deutscher Übersetzung veröffentlicht. Seitdem findet sich die knapp 150-seitige Studie in der vierbändigen, von Helmut Dubiel herausgegebenen Löwenthal-Schriftenreihe. Anfang dieses Jahres wurde *Falsche Propheten* vom Suhrkamp Verlag als eigenständiges Buch neuveröffentlicht. Dadurch scheint Löwenthals Klassiker über Fachkreise hinaus endlich größere Bekanntheit erlangt zu haben.

Alles aufnehmen, was anders ist

Löwenthals Biografie ähnelt in vielerlei Hinsicht dem Werdegang anderer Mitglieder des IfS. 1900 in Frankfurt am Main geboren, wuchs Löwenthal in einem jüdisch-assimilierten, von bürgerlich-aufgeklärtem Optimismus geprägten Elternhaus auf. Das Erlebnis des Ersten Weltkrieges und der daran anschließenden Revolutionen ließen ihn mit der elterlichen Bürgerlichkeit politisch brechen. Fortan versuchte Löwenthal, sozialistische Ideale und religiöse Bindung miteinander zu verknüpfen. Diese Zeit beschreibt Löwenthal im autobiographischen Gespräch »Wir hatten nie im Leben diesen Ruhm erwartet« (1979)[1] als geprägt von »einer Art Bereitschaft, alles aufzunehmen, was anders ist«.

So führte Löwenthal zusammen mit seiner damaligen Ehefrau sogar eine Zeit lang einen religiös-orthodoxen Haushalt – allerdings vor allem aus dem Bedürfnis nach Rebellion gegen das Elternhaus heraus, das für ihn damals, wie er rückblickend erläutert, alles symbolisierte, was abzulehnen war: »schlechter Liberalismus, schlechte Aufklärung und doppelt Moral«. Ohne festes Ziel, aber mit philosophischem Schwerpunkt studierte Löwenthal ab 1918 in Gießen, Frankfurt und Heidelberg. An der Universität Frankfurt wurde er 1925 mit einer Dissertation über die Sozialphilosophie Franz von Baders promoviert. Ein späteres Habilitationsvorhaben scheiterte.

Seine erste bezahlte Anstellung erhielt Löwenthal in einer Beratungsstelle für ostjüdische Flüchtlinge, darüber hinaus arbeitete er für eine jüdische Wochenzeitung, als Dozent am Freien Jüdischen Lehrhaus sowie ab 1925 am damals noch von Carl Grünberg geleiteten IfS. »Ich bin durch Vermittlung von Kracauer, einem meiner ältesten Freunde, bei Horkheimer eingeführt worden«, erinnerte sich Löwenthal an seine Anfangszeit am IfS. »Teddie Adorno kannte ich schon seit seiner späteren Schulzeit. Und wir haben uns sofort sehr gut verstanden. Damals war ja offiziell Grünberg Direktor des Instituts, aber in Wirklichkeit waren Horkheimer und Pollock die Dirigenten. Aber sie hatten ja keinen großen Etat dafür. Ich war also viertel- oder halbzeitig da […]«, führte Löwenthal aus.

Es galt als ausgemacht, dass Löwenthal, sobald Horkheimer Direktor des IfS sein würde, vollamtlich in das Institut eintreten würde. In der Zwischenzeit arbeitete er als Lehrer für Deutsch, Geschichte und Philosophie im höheren Schuldienst sowie als künstlerischer Berater an der Volksbühne in Frankfurt am Main. Als Leo Löwenthal 1931 vollamtlich zum Institut kam, widmete er sich vor allem zwei Aufgaben: der geschäftsführenden Herausgabe der *Zeitschrift für Sozialforschung* sowie der Mitvorbereitung der Emigration des gesamten Instituts, die inzwischen, wie er es formulierte, »energisch betrieben« wurde.

Dauerhafte Emigration in die USA

Den Anstoß für die Emigrationsbestrebungen gaben 1930 begonnene Erhebungen des IfS zu psychologischen und ideologischen Verhaltens- und Denkweisen von Arbeitern und Angestellten im Rheinland und in Westfalen. Bei der Bekanntgabe der Auswertungen sei den Institutsmitgliedern, so Löwenthal, »das Herz in die Hosen gefallen«. Denn bei den Probanden handelte es sich um Sozialdemokraten und linke Zentrumswähler, die zwar vordergründig liberal und republikanisch, auf der psychologischen Ebene allerdings größtenteils enorm autoritär eingestellt waren – und damit um jenes Milieu, in dem, so Löwenthal, der Widerstand gegen das »offenbar unaufhaltbare Anrollen des Nationalsozialismus« eigentlich verankert gewesen sein müsste.

Löwenthal blieb als letzter Mitarbeiter des IfS in Frankfurt, um die möglichst reibungslose Übersiedlung des Instituts zunächst nach Genf und später in die Vereinigten Staaten zu organisieren. Ab 1934 im Exil in New York, arbeitete Löwenthal hauptsächlich an der Herausgabe der *Zeitschrift für Sozialforschung*, die noch einige Jahre auf Deutsch erschien. Zudem widmete sich Löwenthal mehreren eigenen Untersuchungen zu Autoritarismus und Massenkommunikation. Einen weiteren Schwerpunkt bildeten literatursoziologische Arbeiten, in denen er die gesellschaftliche Bedingtheit der Rezeption bestimmter Schriftsteller, ihre ideologischen Positionen sowie soziale Verschiebungen in der Geschichte einzelner Literaturgattungen untersuchte.

Anders als Adorno und Horkheimer, die später nach Deutschland zurückkehren und in Frankfurt das IfS wiederaufbauen, blieb Löwenthal in den USA, wo er sich Zeit seines Lebens heimisch fühlte. 1949 wurde Löwenthal Direktor der Forschungsabteilung des staatlichen Auslandssenders *Voice of America*. Ab 1955 war er Professor für Soziologie an der Universität Berkeley in Kalifornien. Dort lebte Löwenthal bis zu seinem Tod 1993 zusammen mit seiner zweiten Ehefrau Susanne Hoppmann, die zu Beginn der 1980er einen Teil seiner noch unveröffentlichten Arbeiten ins Deutsche übersetzte.

Umgekehrte Psychoanalyse

Falsche Propheten hat Leo Löwenthal zusammen mit dem Psychologen und Übersetzer Norbert Guterman verfasst. In der Studie arbeiten sie zentrale Mechanismen und Motive faschistischer Propaganda heraus, wie sie in Reden und Pamphleten US-amerikanischer Agitatoren ihrer Zeit zu finden waren. Da der Agitator seine Zuhörenden über »unbewusste Mechanismen« manipuliere, »haben wir versucht, hinter die Kulissen des manifesten Inhalts seiner Reden und Pamphlete zu dringen, um ihren latenten Inhalt aufzuspüren«, beschreiben die Autoren ihr psychoanalytisch geprägtes Vorgehen.

Deutlich wird, dass die Agitatoren durchaus real existierende Ängste und Sorgen der von ihnen Adressierten aufgreifen, sie politisch für ihre eigenen Zwecke nutzbar machen und dem Publikum bestimmte Reaktionsweisen nahelegen. »Umgekehrte Psychoanalyse«, nennen Löwenthal und Guterman das, weil die Agitatoren nicht die Ängste der Einzelnen aufklären, um sie mündiger zu machen, wie es die Psychoanalyse tut – sondern weil sie, im Gegenteil, unbewusste Sehnsüchte der Zuhörer bedienen und ihre Triebimpulse in eine bestimmte Richtung lenken.

Ob der Agitator sich der wirklichen Bedeutung seiner Losungen bewusst ist und wie das Publikum dessen Propaganda tatsächlich rezipiert – unter welchen Bedingungen es etwa von der »Generalprobe fürs Pogrom« direkt zur Mordtat schreitet –, sprenge den Rahmen der Untersuchung, halten Löwenthal und Guterman an verschiedenen Stellen fest. In jedem Fall aber bestehe die hauptsächliche Funktion der Äußerungen des Agitators in der »Auslösung von Bestätigungs- oder Frustrationsreaktionen, so dass seine Zuhörer sich willig seiner Führung überlassen«.

Aufforderung zum Kratzen

Ein zentraler gesellschaftstheoretischer Begriff in *Falsche Propheten* ist der des Unbehagens, das Löwenthal und Guterman mit einer juckenden Hautkrankheit vergleichen. Doch anstatt sich um einen Heilungsprozess zu bemühen, fordere der Agitator sein Publikum zu einem »irrationalen Akt der Selbstverstümmelung« auf; dazu, dem instinktiven Kratzbedürfnis nachzugeben, was den Juckreiz letztlich aber nur verstärkt. Diesen auch »Malaise« genannten »Grundzustand des modernen Lebens« sehen Löwenthal und Guterman folgendermaßen gekennzeichnet:

»Das für den modernen Menschen charakteristische Bewußtsein der Isolation, seine sogenannte geistige Heimatlosigkeit, seine Verwirrung angesichts der scheinbar unpersönlichen Mächte und Kräfte, als deren hilfloses Opfer er sich erlebt, sein immer schwächer werdendes Wertempfinden – all diese Motive tauchen auch in modernen soziologischen Arbeiten immer wieder auf.«

Diese Malaise spiegele, so Löwenthal und Guterman, bestimmte »strukturell[e] Belastungen«, denen der Einzelne in der von ihnen konstatierten Periode des Zerfalls der klassischen bürgerlich-liberalen Ordnung und des Übergangs zum Monopolkapitalismus mit seinen tiefgreifenden Veränderungen in der Wirtschafts- und Sozialstruktur ausgesetzt sei:

»Der Ablösung einer Schicht kleiner, unabhängiger Produzenten durch gigantische Konzernbürokratien, dem Zerfall der patriarchalischen Familienstruktur, dem Auflösungsprozess persönlicher Bindungen in einer zunehmend mechanisierten Welt, der Spezialisierung und Atomisierung des gesellschaftlichen Lebens und der Ablösung traditioneller Muster durch Massenkultur.«

Anregungen für neue Analysen

Löwenthal und Gutermann haben mit *Falsche Propheten* nicht nur eine detailreiche und methodisch innovative Analyse faschistischer Agitation vorgelegt, die über weite Strecken auch brillant formuliert ist. Ihre Studie haben die Autoren am Material des historisch-spezifischen Kontextes der modernen Massenkultur in den USA entwickelt, was in vielen Stellen des Buches mehr als deutlich wird. Daher lassen sich die Erkenntnisse aus *Falsche Propheten* nicht eins zu eins auf den deutschen Kontext, allgemein auf die heutige Zeit oder auf bestimmte gegenwärtige Phänomene der Massenverführung übertragen.

Darüber hinaus zeigen gerade Löwenthals und Gutermans Ausführungen zur »sozialen Malaise«, dass auch *Falsche Propheten* bestimmte theoretische und normative Prämissen zugrunde liegen, ähnlich wie sie etwa Eva-Maria Ziege in Bezug auf die *Studien zum autoritären Charakter* herausgearbeitet hat.[2] Man muss diese Prämissen nicht oder nicht vollumfänglich teilen, ignoriert werden sollten sie in der Rezeption von *Falsche Propheten* jedoch nicht.

Nicht zuletzt agieren heutige Agitatoren unter anderen, auch stärker digitalen und besonders von sozialen Medien geprägten Bedingungen. Dazu kommt die islamistische Propaganda, die der Agitation alter und neuer Rechter in manchem ähneln mag, aber durchaus als eigenständiger Typ autoritärer Demokratiefeindschaft gefasst werden sollte. In jedem Fall aber muss eine Analyse heutiger Agitation, ähnlich wie in der Psychoanalyse, eng am je spezifischen zu analysierenden Material erfolgen. Es ist zu hoffen, dass *Falsche Propheten* zu eben solchen Forschungen inspiriert.

Leo Löwenthal: Falsche Propheten. Studien zur faschistischen Agitation. Aus dem Englischen von Susanne Hoppmann-Löwenthal. Mit einem Nachwort von Carolin Emcke; Berlin: Suhrkamp 2021

---

[1] Leo Löwenthal: »Wir hatten nie im Leben diesen Ruhm erwartet« - Gespräch mit Matthias Greffrath (1979), in: ders: Schriften. 5 Bände - Band 4: Judaica, Vorträge, Briefe. Hg. von Helmut Dubiel. Suhrkamp: Frankfurt am Main 1990, S. 299-326.

[2] Theodor W. Adorno: Bemerkungen zu ‚The Authoritarian Personality' - und weitere Texte. Hg. von Eva-Maria Ziege. Suhrkamp: Frankfurt am Main / Berlin 2019.

Till Schmidt studiert in Oldenburg und arbeitet als freier Journalist.

2 x Out of Matter

Die Stadtwerkstatt ist mit OUT OF MATTER im Juli und August zu ELECTROPIXEL in Nantes eingeladen. Die Schau entsteht aktuell. Teile bzw. mehr davon gibt's dann in Linz bei STWST48x7 OUT OF MATTER im September zu sehen.

Totalitarismus, Dystopia, Desorientierung und Auflösungstendenzen. Die STWST arbeitet an noch mehr Entmaterialisierung. Wir arbeiten mit OUT OF MATTER am unbegrenzten elektromagnetischen Raum, an diffusen Sphären, aufgelösten Entitäten, entgrenzten Systemen, weitreichenden Netzwerken – an neuen Needs und Matters, um die Systeme offen zu halten. Was sind unsere Materialien? Was sind unsere Ressourcen? Was sind unsere Angelegenheiten?

OUT OF MATTER ist eine Versuchsanordnung der Stadtwerkstatt: Kunst und Theorie treiben aufeinander zu. Wir denken in exemplarischen Koordinaten, um Dinge von Belang miteinander in Kommunikation treten zu lassen. Wir beleuchten. Wir dunkeln ab. Wir leuchten nach. Wir haben Antennen, Sporen und Untergrund, behandeln NegMatters und oppositionelle Energie, den Space und den Space behind the Eyes, Kunst und Technologie, Information und Natur, Material und Abstraktion. Wir dekonstruieren und rekonstruieren: All opposites inclusive!

STWST NO ARTIST LINE UP: OUT OF MATTER wird gemacht vom STWST-Kollektiv, von Artists und Hacklern, in einer Praxis von immer neu zu definierenden Kunstkontexten. Die Stadtwerkstatt stellt mit ihren verschiedenen Researchfeldern neue und alte Fragen nach den Matters, Needs und einer Medienkunst, die nicht nur irgendwas mit Strom ist. Auch die Gegenwart der Neuen Medien dauert nur 3 Sekunden: eine für vorher, eine für nachher und eine für mittendrin. Mit OUT OF MATTER lösen wir außerdem einzelne künstlerische Positionen und Autorenschaften zugunsten eines kollektiven Gebildes auf – um hinter dem allgegenwärtigen Übergangsopportunismus an einem NEUEN CONNECTING, EVERYTHING DISSOLVED zu arbeiten.

Die Stadtwerkstatt (STWST) ist Kunst, Club und autonome Struktur seit 1979. Im Kontext der frühen Medienkunst hat das Haus eine Geschichte von bedeutenden Projekten vorzuweisen. STWST ist Kunst, Theorie und Praxis, gesellschaftlicher Freiraum, Ort der Selbstermächtigung und des politischen Diskurses. Aktuell ist die Stadtwerkstatt in den Bereichen New Art Contexts aktiv, betreibt Research-Schienen von Kunst und Technologie, Medienkanäle, den STWST Club und das Cafe Strom. -> *https://stwst.at*

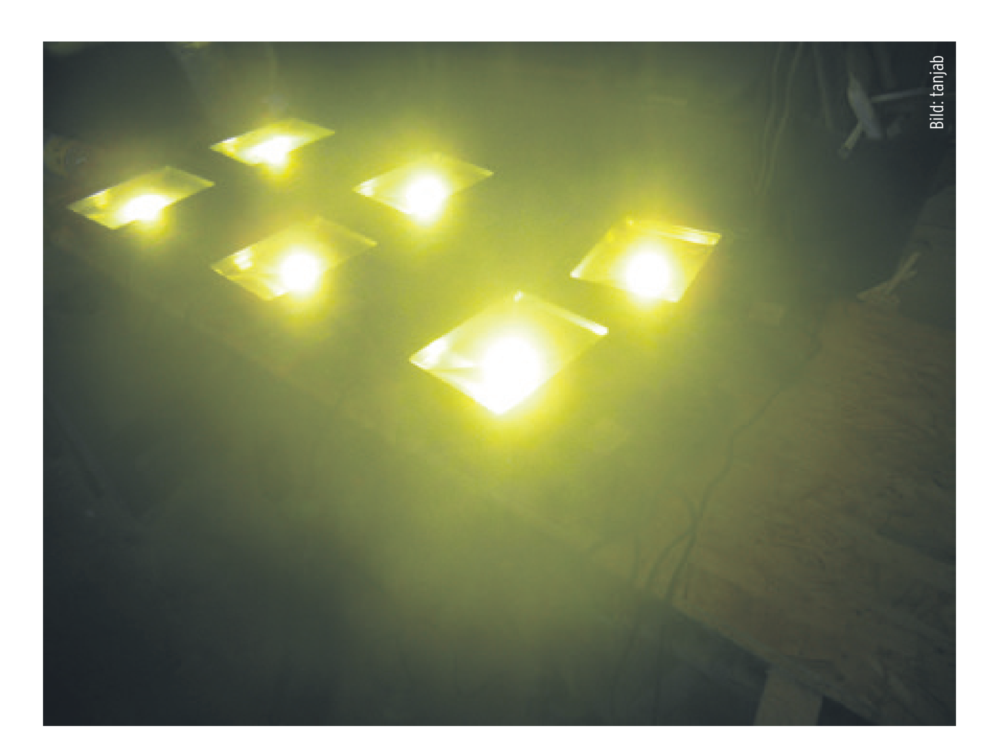


Bild: tanjab

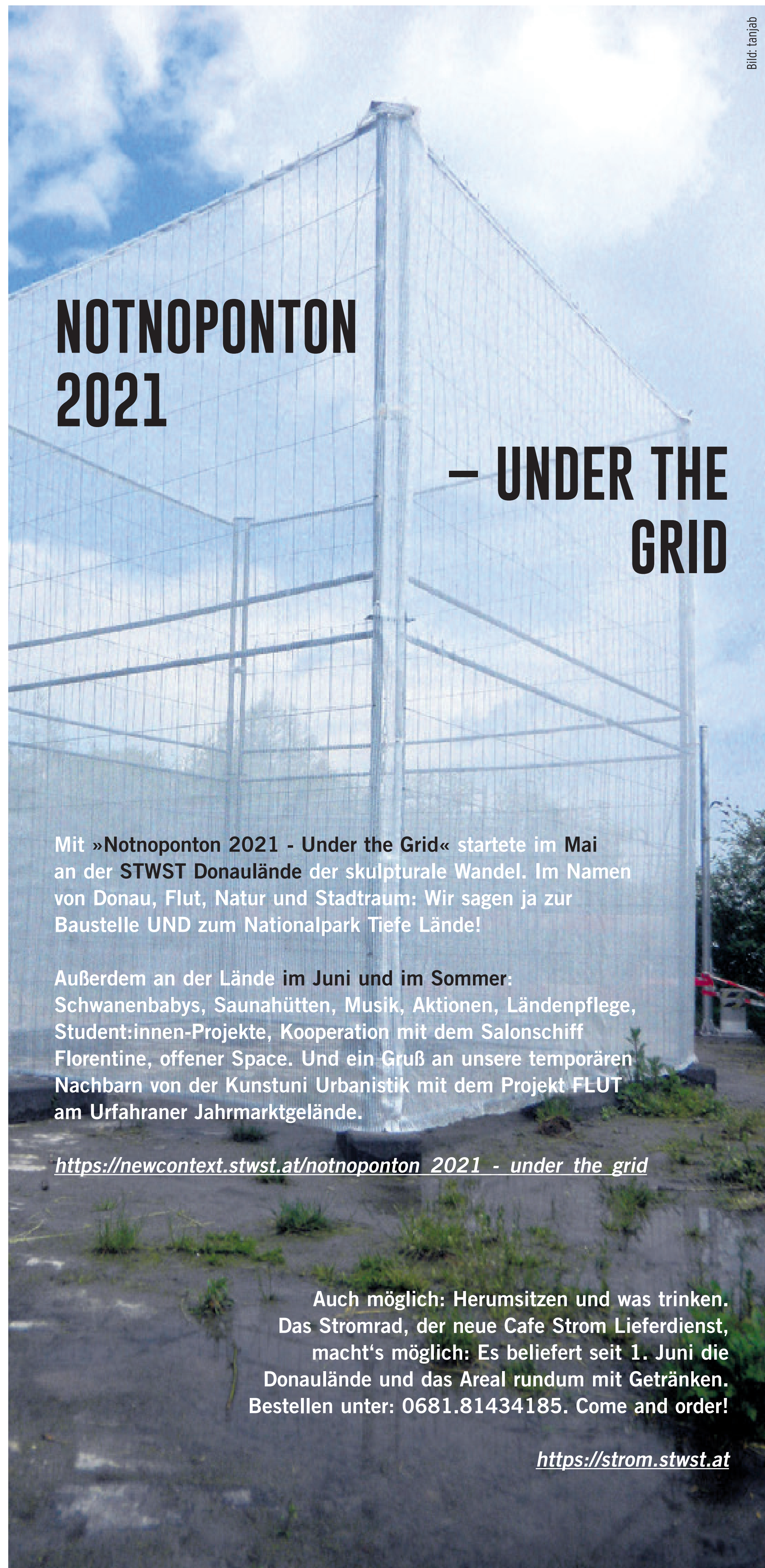


Bild: tanjab

Raus aus dem main-stream

Seit April diesen Jahres finden monatlich auf dem Messschiff Eleonore die ELEONORE ‚STILL ST(D)REAMING‘ DAWN CONCERTS statt. Ganz im Zeichen der Zeit natürlich ohne lokal anwesendes Publikum und per Stream übertragen.

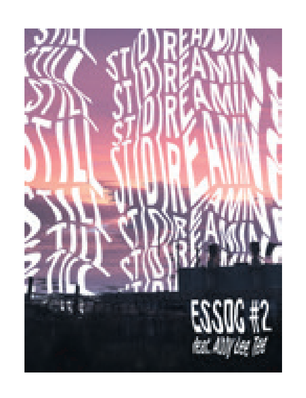

Bild: taro

Wie viele andere Organisationen auch, flüchteten wir aufgrund der pandemischen Umstände mit dem Programm ins Digitale. In der Medienstadt Linz ein Leichtes, üben wir doch schon seit mehr als 40 Jahren mindestens einmal jährlich den digitalen Ausnahmefall.

Doch der Aufbruch in die »erste Ferngesellschaft der Menschheitsgeschichte« (Peter Weibel) fühlt sich nicht so richtig freiwillig an.

»Im Augenblick werden wir durch das Corona-Virus, das Monster der Nahgesellschaft, gezwungen, die schon lange vorhandenen digitalen Technologien zu nutzen, den Widerstand gegen sie, vor allem im Kulturbetrieb, aufzugeben, und entschieden radikaler und schneller als je zuvor gedacht gezwungen, unsere analoge Gesellschaft in eine digitale auszubauen.« (Peter Weibel 2021 – https://zkm.de/de/virus-viralitaet-virtualitaet)

Während Weibel durch das Zuhausebleiben ein Ende der Massenmobilität voraussieht und durch die vermehrte Digitalisierung eine »Steigerung der Abstraktions- und Symbolisierungskraft des Menschen« – und dadurch Evolution erhofft, bleibt die Frage, ob der Stream wirklich alles übertragen kann, was die Kultur bietet – und ob er das eigentlich überhaupt muss.



Denn fraglos verkommt gerade in letzter Zeit der Stream in einer Vielzahl seiner Anwendungen zum reinen Ersatzmedium. Die Konzertsäle und Ausstellungen sehen wir jetzt durch eine Kamera, die Formate bleiben aber gleich, geändert hat sich nur die Art unserer Anwesenheit, die sich vom Lokalen ins Digitale verschiebt. Das Werk wird gestreamt, doch der Raum bleibt dort, wo er ist. Doch wird das dem Stream überhaupt gerecht? Könnte der Stream nicht viel mehr? Als einseitige Kommunikation stellt sich der Stream in die Reihe der klassischen Massenmedien, es wird ein »Reden ohne Antwort«, wie Jean Baudrillard sagen würde. Eine Erweiterung des Videostreams durch einen Rückkanal in Form eines Chats könnte dabei vermeintlich Abhilfe schaffen. Doch verläuft dann die Kommunikation vor allem zwischen den Nutzer*innen und weniger mit dem Sender.

Massenmedien für alle

Sowohl auf der Sender- wie auch der Empfängerseite hat sich durch den technologischen Fortschritt der Zugang in den letzten Jahren stark vereinfacht – die Technik zum Senden als auch zum Empfangen wird von vielen sowieso schon täglich in Form eines Smartphones mitgetragen. Egal ob in Weissrussland, Frankreich oder Hong Kong – auch von jedem größeren Protest gibt es Livestreams. Weitergedacht, die Möglichkeit virtuell und ortsunabhängig durch ein Museum, Ausstellung oder Konzerte zu wandern und auf dem Display gleichzeitig weiterführende vertiefende Inhalte zu sehen, könnte ein wichtiges Werkzeug für die niederschwellige Zugänglichkeit zu Kunst und Kultur sein. Wie schlecht kann also ein Massenmedium sein, das der Masse zur Verfügung steht?

»Unser Schreibwerkzeug arbeitet mit an unseren Gedanken.« schrieb Friedrich Nietzsche schon 1882 und Marshall McLuhan postulierte knapp 80 Jahre später »The medium is the message«. Stand am Anfang der Telekommunikation der Traum des botenlosen, und somit mittellosen direkten Kommunizierens, war eigentlich immer schon klar, dass es so einfach nicht ist. Abgesehen vom Medium selbst sind wir bei der technischen Umsetzung jetzt immer öfters mit medialen Playern konfrontiert, die das Ganze zu einer *ménage à trois* mit gefährlichem Machtverhältnis werden lässt. Auf zahllosen Youtube-Channeln eifern Youtuber*innen um die Gunst der Follower – angetrieben durch einen finanziellen Anreiz eines Multimiliarden-Unternehmens der den Geldregen, die Bandbreite und Viralität durch undurchsichtige Algorithmen steuert. Selbstbestimmt geht anders.

Der Traum der telematischen Gesellschaft scheint ausgeträumt, ein weiterer Traum verschluckt vom Kapitalismus (2.0). Doch was bleiben uns abseits der Totalverweigerung für Optionen? Das Aufbauen von autonomen Strukturen ist mit Sicherheit zeitintensiv (die STWST kann davon ein Lied singen) und/aber nicht umsonst. Und um ein Medium zu verstehen, ist es notwendig, seine Grenzen und Konturen auszuloten. Dafür fehlt es derzeit noch an mehr experimentalen Versuchen (inkl. laggenden DIY-Übertragungen) und neuen Ideen. Der Stream muss nicht immer glänzen, und das Produkt muss nicht immer entertainen. Denn erst an den eigenen Grenzen wird das Medium selbst für uns sichtbar. Nicht die Kunst gehört gestreamt, der Stream ist die Kunst.

In diesem Sinne begeben wir uns derzeit monatlich auf die Eleonore und streamen über eigene Kanäle – als Gegenpunkt zum Mainstream, als Auseinandersetzung mit dem Medium. Zu Sonnenaufgang – nur live – und allen Öffnungsschritten zum Trotz. St(d)ream on.

Jan Nahuel-Jenny ist Mitarbeiter der Stadtwerkstatt.


Bild: taro

ELEONORE »STILL ST(D)REAMING« DAWN CONCERTS

Als Gegenkonzept zum Stream als Ersatzort finden auf dem Messschiff Eleonore, zwischen Umspannwerk und strömender Traun, Streaming-Konzerte im Morgengrauen statt. https://newcontext.stwst.at/projects/essdc

DER GIBLING - COMMUNITYWÄHRUNG DER PUNKAUSTRIA

SHU LEA CHEANG - Gibling 2021

STWST und PunkAustria.at proudly present den neuen Gibling, gestaltet von **SHU LEA CHEANG**, und der kommt in den Kreislauf als aufgefrischte Transfusion! Shu Lea Cheang's **WELCOME TO THE BIONET**: Your body infiltrated. / Your microbe compromised. / Your red blood micro-computes and codes DNA. / Your red blood is the currency you can hold onto. / Shove me with your printed G-bills freshly stained with red blood. / Shake me hands, hold them tight, I want your wet data. / G for Giblings. / Giblings for giving. / Giving for forgiving. / Make me a red pill, sensexual autoinduction, easy to swallow. / Your pleasure our business. / You and I don't live the same viral reality.

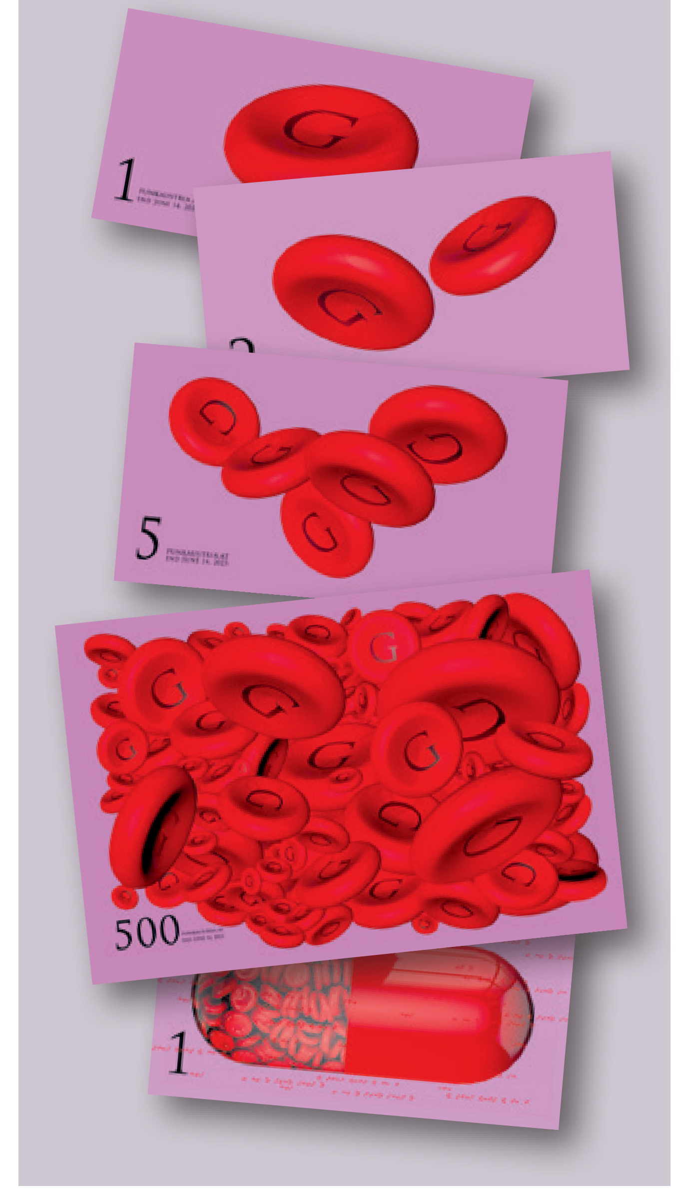
Ab 15. Juni 2021 ist der neue Gibling gültig.

PRÄSENTATION des neuen Giblings von Shu Lea Cheang: 25. Juni, ab 17 Uhr, STWST Donaulände

Bei Schlechtwetter in der STWST. Inklusive Gibling-SCHAU und Gibling-VERNICHTUNG des alten Giblings.

Die neue Community-Währung kann wie immer in 1er, 2er und 5er-Scheinen in der Stadtwerkstatt beim Giblingautomaten und bei Punkaustria getauscht werden.
Und: Das neue Kunst-Investment der Gibling-Edition ist jeweils mit einem 1er-, 2er-, 5er- und 500er-Schein ebenfalls um 500.- per **Kunstedition** zu haben. Contact *office@stwst.at*

Mehr Informationen, wie auch eine Liste aller Partner_innen und Wechselstuben auf *punkaustria.at* oder auf *gibling.stwst.at*
Kontakt: *office@punkaustria.at*, *office@stwst.at*




Für mehr Grün in der Stadt:
DIE BAUMFÖRDERUNG
Die Ergebnisse der Stadtklimaanalyse Linz zeigen auf, wie wichtig eine klimagerechte Stadtentwicklung ist und was wir tun müssen, um unsere Stadt weiterhin so lebenswert zu erhalten: Bestehende Grünräume konsequent schützen und Neue schaffen!
Deshalb unterstützt das Umweltressort der Stadt Linz neben der Begrünung von Dächern und Fassaden auch die Pflanzung von Bäumen und die Begrünung von Innenhöfen. Alle Informationen zu den Begrünungsförderungen des Umweltressorts:
www.linz.at/umwelt/foerderungen.php
„Wir wollen mehr Grün in die Stadt und zu den Menschen bringen. Jeder neue Baum ist essenziell für die zukünftige Lebensqualität in unserer Stadt. Gleichzeitig müssen wir bestehende Bäume durch ein Baumschutzgesetz besser schützen.“
Umweltstadträtin
Mag.a Eva Schobesberger
Linz
verändert
Foto: Stadt Linz/Dworschak

What can be an art server today?

An interview with Manu Luksch, artist, activist and researcher, whose practice interrogates conceptions of progress with a strong emphasis on research, participation and new forms of engagement. Interview and editing by *Davide Bevilacqua*, servus.at.

In 1998 – at the time of the first wave of enthusiasm about the Internet, before the so-called »dot-com bubble« burst with a loud bang in 2001 - Austrian artists Manu Luksch and Armin Medosch organized a conference in London called Art Servers Unlimited [here ASU1], an event that was repeated in 2001 [ASU2]. The participants of ASU found themselves under the definition of »art server«, which was »... not just about art but about supporting and providing a platform for new forms of digital cultural work which often (however, not necessarily) combines elements of art and culture, activism, alternative technologies, journalism and research.«[1]

Reflecting on the practices of servus.at, we see that a *cultural data center* can be grounded in the same practices of hosting and experimenting with infrastructure for a community of cultural practitioners. But how did the context change over the last twenty years? What are the current challenges and visions of a cultural data center?

Hi Manu, can you tell us about the context of ASU and how it came to be?

At that time I just left my role of artistic director of the Media Lab Munich to move to London, where I was about to conceive *ambienttv.net*, an artist run space focused on net culture and collective, collaborative experiments around sociopolitical questions about data and networks.

Back then, Armin Medosch and I were invited by the Austrian Cultural Institute to curate a panel about current phenomena of net.art and net culture and we felt it was important to talk about the practices of »art servers« – we really came up with this term. We wanted to make visible those who were running such initiatives and how these were always a response to the needs of a local situation, a very important aspect that came up again and again in the events. In ASU1 we tried to bring together non-for-profit initiatives, artists and activists for a reflection that Janos Sugar from Budapest well framed in his keynote: »Media art doesn't mean a particular art form, but an enhanced consciousness about the medium we are using, which can be or should be recycled into other more conventional areas.« We were focusing on practices around networks, this enhanced consciousness and the questioning of the media itself.



The questions in ASU1 & ASU2 seemed indeed to ask what we want to achieve with these technologies in the social realm; thinking how to enforce the self empowerment of people and communities and how to create platforms for them to communicate. What happened at the events?

In ASU1 one major collective effort was to network and fundraise amongst us. We worked on the idea of an »interfund network« – which in the end took a different shape, but it was an important catalyst to get groups together and to gain more cross-country attention. Visibility was in fact the second point, how to communicate to wider circles of people what we do and why. We also tried to solve this visibility problem technologically, with ideas like »web-rings«, linking each other, to channel the visitors of our websites to the next net.art project.

This topic was also picked up in ASU2, which took place in Croatia and focused on the concept of Temporary Autonomous Zones by Hakim Bey. At the time the wireless community broadband network initiatives started to flourish, which was a new topic for ASU2. It was driven by the idea of giving access to very costly broadband, and by a vision of creating independent zones and spaces where we negotiate our own rules – e.g. about file-sharing, as at the time copyright legislation started to emerge due to the commercialization of the internet... In reality, it never really reached that point because much of our time was taken up by, you know, bricolage, just making sure our prototypes were running... However, in the middle of the event, 9/11 happened, so I just remember how this took up the attentions in the remaining days.

Looking from our current time perspective, ASU1 took place during the rising days of the dot-com bubble, the first commercial squatting of the internet, and ASU2 took place when the bubble exploded and the internet re-organized. Did it feel like this also back then?

Back then I did not really see what you are describing as the build-up of the dot-com bubble and its burst, and how this could affect the practices of myself and my peers in London. It was much more the ongoing shift towards harnessing the Internet as a space which is optimized for trade, transactions, commerce, shopping. That would just continue as well after the bubble burst, an attempt at making the web a regulated, controllable marketplace. Today, to put it in Shoshana Zuboff's words, surveillance capitalism is the defining force of the network space. It has become a manipulative environment.

Do you see a difference in what was an art server in 1998 and what can be an art server now?

After I worked at the media lab in Munich, there was a phase when »media labs« became a »political tool for regeneration«, meant to help post-industrial cities transform towards the knowledge and information economy. In England this was widely deployed, as they would fund media labs in northern post-coal-mine cities with that intention. In these projects there was a lack of grassroots initiative, such as the ones that we identified in Art Servers Unlimited, which would grow on the substrate of the local needs and urgencies. This was completely absent and these labs were failures. 10/15 years further, I see many labs growing in different places. This shows that there is still a need and a practice to have zones where to really question everything that defines our network space, from the ownership of technologies to the politics and legal situation, as well as the standards that we agree on internationally.

I mean, we would need to speak about a cultural practice in the meaning of Janos Sugar's words.
I have been noticing, how – while we pursue this shared concern about the increased loss of privacy – actually the public sphere was pulled from underneath our feet and was privatized. You can see how in cities, many spaces, that we perceive as public spaces are actually being sold off to developers and are policed in different ways, where different rules apply. The same thing happened online.

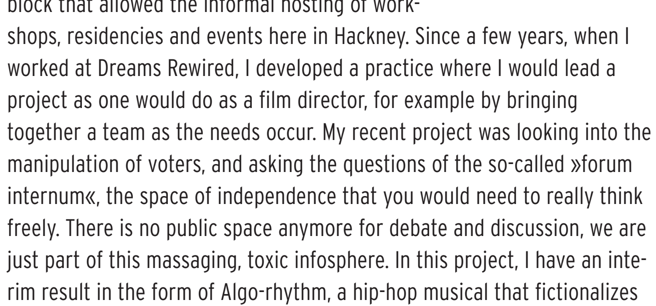
For a contemporary art server it would be very important to consider both, like an urban lab where you consider, which values are important for the urban and the public space, but at the same time connect that to something like an art server. The most interesting example that I came across is the city of Barcelona, which really committed to understanding the benefits of what commonly goes as »smart city« as a combination of networked technologies, data analytics and the urban management. Governance can be an opportunity to become more inclusive and democratic in the shaping of the city. Their information technology commissioner, Francesca Bria, was really taking it in the direction of data sovereignty, keeping out the multinational IT companies and allowing thousands of local technology companies to tender and offer solutions. This was an important decision not to create dependencies to corporate solutions, because once you buy that infrastructure, you will have always to pay for maintenance and upgrades and fixing, and ... yes, you can't shape it.

What you are describing seems like an answer to the statement in the ASU2 program, that the images of the Internet (virtualization, fluidity, immateriality...) need to be countered with the idea that the digital cannot exist without the physical, from the cable to the local needs. I read it as a hint for contemporary art servers to focus even more on local problems and react to the privatization of spaces and work against that, in the virtual and in the physical space of the city.

I guess that those are at the moment the places where to look how an art server idea can interact with the making of the development of a city. Unfortunately this went for a long time under the corporate term of the »smart city«. Sometimes there are well-meaning examples, where maybe a city would commission artists to conceive embellishment projects around bus stops but not really open it up in the way that Barcelona did. You can find these well-meaning efforts where someone just can't really see how you need to open everything down to the operating system.

What are you doing now? How do you see these threads continuing in your current practice?

Four years ago, I had to close ambient.space, a 200 square meters loft on the top floor of a studio block that allowed the informal hosting of workshops, residencies and events here in Hackney. Since a few years, when I worked at Dreams Rewired, I developed a practice where I would lead a project as one would do as a film director, for example by bringing together a team as the needs occur. My recent project was looking into the manipulation of voters, and asking the questions of the so-called »forum internum«, the space of independence that you would need to really think freely. There is no public space anymore for debate and discussion, we are just part of this massaging, toxic infosphere. In this project, I have an interim result in the form of Algo-rhythm, a hip-hop musical that fictionalizes the Cambridge Analytica episode.



Now I am about to complete a film that was triggered by the encounter with the social media activist Ahmed Mansoor, one of the prisoners of conscience in the Emirates. I am looking into this long history of relationships between the very wealthy gulf nations with the West and the kind of hypocritical response of the Western democratic countries. They really want a slice of the petrodollars by attracting their investments, but at the same time they pretend to be guided by some ethical considerations. My film points the finger at us, as the makers of these authoritarian regimes. It shows how our association with those regimes by means of trade stabilizes their local mechanisms of oppression but also erodes the level of transparency and accountability back here.

Transcript of the conference: *https://core.servus.at/sites/default/files/presse-attachments/Art_Servers_Unlimited.pdf*
Video documentation of ASU1: *https://archive.org/details/ArtServersUnlimiteddocumentaryvideo*

http://www.manuluksch.com

---

[1] *http://www.ambienttv.net/2001/asu2/asuintro.html*

Bilder: Videostills from Video documentation of ASU1.

Davide Bevilacqua ist Künstler und Kurator. Seit 2017 entwickelt er das Kunst- und Kultur-Programm bei servus.at und das AMRO Festival Art Meets Radical Openness.

Impressum versorgerin Nr. 0130 / juni 2021 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, paul schuberth, franz xaver . cover: versorgerin redaktion . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . basislayout/entwurf: us(c)hi reiter . anzeigen: versorgerin@stwst.at . auflage: 8.000 stück . druck: landesverlag wels . **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ**